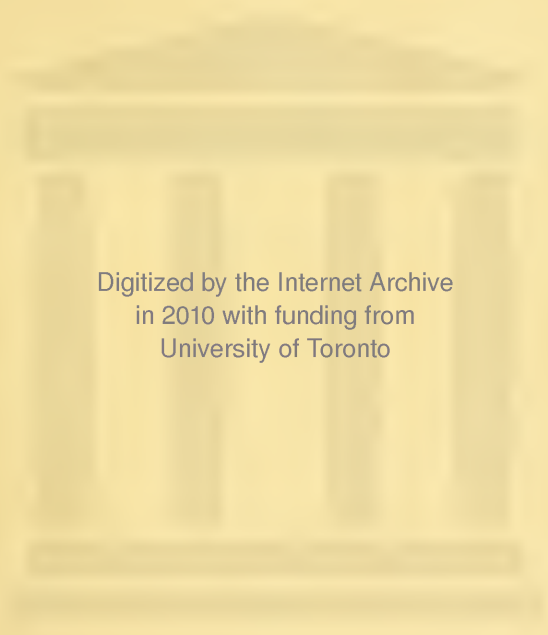


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

Ungarische Volksmärchen.

Nach der

Handschrift von Georg Gaals

aus Georg Gaals Nachlaß herausgegebenen Handschrift

übersetzt von

J. Stier.

Mit dreißig Holzschnitten.



Pesth

Verlag von Gustav Heckenast.

27650
15/6/0

ကမ္ဘာသစ်
၊ ၁၉၁၁

၀၂၀၂၂
၄၂၂

Vorwort.

Zur richtigen Würdigung der Sammlung, welche hier in deutschem Gewande geboten wird, bedarf es einiger Worte über die ungarische Märchenliteratur überhaupt.

Noch ehe der erste Band der Grimmschen Märchen erschien, hatte Georg von Gaal (von Dugonitsch angeregt) angefangen, ungarische Volksmärchen zu sammeln. Geboren den 21. April 1783 in Pressburg, Beamter des Fürsten Eötvös in Kismarton, seit 1808 Bibliothekar desselben in Wien, beschäftigte er sich viel mit deutscher Literatur sowie mit andern neuern Sprachen, und bemühte sich gleichzeitig, die Geisteserzeugnisse seines Vaterlandes durch Uebersetzungen weiter bekannt zu machen. Seine „Märchen der Magyaren“ (siebzehn an Zahl) erschienen 1822 in Wien bei Wallishausser. Theils sein Bildungsgang, theils der Einfluß des persönlichen Umgangs mit jenem Fürsten machen es erklärlich, daß er, trotz richtiger Schätzung der Grimmschen Arbeit, sich hinsichtlich der Darstellung mehr an Musäus angeschlossen. Wie dieser seinen zechlustigen Tambour, so hatte Gaal einen alten Husaren gefunden, dessen Erzählungen er aufzeichnete,

mit den früher anderwärts gesammelten Bruchstücken verglich und daraus seine Märchen für den Druck zusammenstellte. Die ungarischen Originale bewahrte er handschriftlich, suchte sie noch zu vermehren, und übergab sowol diese als eine anderweitige werthvolle Sagensammlung 1855, als er nach Bosnien reiste, seinem Freunde Professor Toldy in Pesth, welcher (wie verlautet) den gesammten Nachlaß in Gemeinschaft mit Gabriel Kazinczy herauszugeben beabsichtigt*). — Er starb in Wien 6. Nov. 1855.

Auf Gaal folgte Graf Johann Majláth (Magyarische Märchen und Sagen. Brünn 1825) und Moyo Mednyánszky (Ungarische Volksmärchen. Pesth 1828); in beiden Sammlungen jedoch sind Sagen und Märchen nicht gehörig gesondert, auch mangelt noch immer der rechte Erzählerton.

Reichere Quellen fließen seit dem Jahre 1846, wo Johann Erdélyi im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft die Herausgabe der Népdalok és Mondák (Volkslieder und Märchen) begann, deren dritter Band 1848 erschien. Gleichzeitig gab Unterzeichneter die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Märchen in deutscher Uebersetzung heraus (Berlin, bei F. Dümmler**) der Druck verzögerte sich bis 1850); die Uebersetzung der an Zahl doppelt überlegenen des dritten Bandes harret seit lange eines geeigneten Verlegers. Diese Erdélyischen Mondák nun sind es, welche den

*) So eben ist der erste Band, 240 Seiten stark, bei Ferd. Pfeiffer in Pesth erschienen; er enthält elf Märchen, darunter drei hier von Erdélyi bereits herausgegebene. Die ganze Sammlung zählt achtzig Märchen.

**) „Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt von G. S.“

auch an Frische der Darstellung nicht hinter den deutschen zurückstehenden Grundstock ungarischer Märchen bilden.

Ueber die Arbeiten des Franz und der Theresie Pulsky (London 1851, und Berlin 1852) vermag ich nicht zu urtheilen. Wissenschaftlicher auf jeden Fall, und ein nicht unwürdiges Seitenstück zur Grimmschen Arbeit ist Arnold Polyi's durchaus auf deutscher Gründlichkeit beruhende Magyar Mythologia (Pesth, Heckenast, 1854), deren Uebersetzung gegenwärtig vorbereitet wird. Theils schon in diesem Buche theils in der von August Greguß und Johann Hunfalvy herausgegebenen Zeitschrift *Család könyve* (Familienbuch) finden sich noch Märchen zerstreut.

Aber Grimm hatte ganz Recht, wenn er S. XLVI der Kinder- und Hausmärchen 6. Aufl. die Vermuthung aussprach, daß wahrscheinlich erst ein geringer Theil des Ungarischen Märchenschatzes veröffentlicht sei; von der Herausgabe des oben genannten Gaalschen Nachlasses darf gewiß noch viel erwartet werden, namentlich wird sie, geschickt durchgeführt, zu manchem von Gaal vermeintlich verschönerten Märchen das vermisste volksmäßige Original nachliefern. Diese unsre Vermuthung wird gerechtfertigt durch die bereits vorhandene Probe. Einen kleinen Theil jenes Nachlasses nämlich hat J. Erdélyi (wie es heißt halb gegen des Besitzers Willen) 1855 in seinen mit Holzschnitten ausgestatteten Népmesék (Volksmärchen) herausgegeben, und diese sind, von denen wir hier den deutschen Lesern eine möglichst getreue Uebertragung bieten. Eine möglichst getreue — denn nur an drei Stellen haben wir (um die Märchen so herzustellen, daß sie jedem Kinde unbedenklich in die Hand gegeben werden

können) die gar zu natürliche Darstellung der Urschrift, ohne irgend einen Zug zu tilgen, etwas zusammengezogen, und außerdem hie und da andre (wie wir glauben passendere) Namen und Ueberschriften gewählt.

Ausführlichere Anmerkungen — so gern wir sie beifügten — hätte der vergönnte Raum kaum gefaßt; doch können wirs uns nicht versagen, wenigstens einige Andeutungen zu geben — größtentheils auf Grund der in Nr. 82 des Magyar Sajtó von 1855 enthaltenen Beurtheilung des Buches durch Hrn. Spolyi.

Zu Nr. 1 (Népm. 2: a hajnalkötözö királyfi) sind noch zwei mehr oder weniger abweichende Darstellungen vorhanden: die eine sehr einfache handschriftlich in Spolyis Besiz nach E. gossy's Mittheilung, die andre ausgeführtere in Majláth's zweiter Sammlung. Auf letztere hat bereits Grimm (Mythol. 706) aufmerksam gemacht.

Nr. 2 (Népm. 1) erinnert dem Stoffe nach größtentheils an das walachische Märchen Gillije, von Majláth nicht ohne „Verschönerung“ ungarisch mitgetheilt in der Zeitschrift Honderü, Jahrg. 1844 Nr. 19. Einzelnes gemahnt an Dornröschen und die Brynhildarsage — eine Seltenheit in ungarischen Märchen.

Nr. 3 (Népm. 8) gleicht manchem deutschen; schon in Gaals „gläserner Haxe“ S. 53 ist einzelnes daraus verarbeitet.

Nr. 4 (Népm. 17) schließt sich an deutsche Märchen (s. vor allem Grimm 3. Band Nr. 44) noch enger an, als das von Spolyi in Wolfs's Zeitschrift (1854, 5. Heft) bekannt gemachte — andere sind ungedruckt.

Nr. 5 (Népm. 3). Einzelnes kehrt wieder in Gaals gläser-

ner Hacke S. 56. Zu dem Zwerge Bakarasznyi (Bockspannenlang) vergleicht Szolvi Myth. S. 575 die Zwergnamen Mohnfopf, Bohnenauge, Pfefferkorn.

Nr. 6 (Népm. 4) vergl. Majl. 53 und anderes; die beiden Theile gehören wol ursprünglich nicht zusammen.

Nr. 7 (Népm. 5: a mosolygó alma). Die Ausbrütung goldner Eier findet sich — von der Veda abgesehen — fast ebenso in eithnischen Märchen, s. Szolvi Myth. S. 314.

Nr. 8 (Népm. 6). Weißnitle lautet ungarisch Nemtudomka und Nemtudka.

Nr. 9 (Népm. az aranyhaju ikrek) ist im Wesentlichen „der rothe Hund“ bei Gaal, und vermuthlich gradezu dessen ungarische Grundlage. Schon Grimm erkannte mit feinem Tacte die Bearbeitung durch Gaals Hand, welche wahrscheinlich den besagten Hund erst eingeführt hat.

Nr. 11 (Népm. 12) bietet allbekannte Züge, besonders lebhaft dargestellt.

Nr. 12 (Népm. 11: a böles királyfi) ist Bruchstück jener uralten indisch-arabischen Geschichte, welche im Mittelalter den Weg in griechische und lateinische Volksbücher fand, und sich bei den Ungarn an Kaiser Pontianus, bei den Deutschen an Diocletian oder den König von Frankreich knüpfte. Vgl. A. Kellers Ausgabe des Hans von Büchel (1841).

Nr. 14 (Népm. a három vándorló) ist bemerkenswerth wegen der sowol in andern ungedruckten ungarischen als in den serbischen Märchen des Wuf Karadschitsch vorkommenden Blendung eines einäugigen Riesen; wozu zunächst nicht Polyphemos

zu vergleichen ist, sondern der Cyclop der tatarischen Oghuzen. Vgl. von Diez „der neuentdeckte oghuzische Cyclop. Halle 1815.“

Nr. 15 (Népm. 13: a leghüségesebb királykisasszony) glaubt Szoltyi aus der Reihe der eigentlich ungarischen Märchen streichen zu müssen.

Nr. 16 (Népm. 15: Tamás kocsis) scheint in ähnlicher Weise wie oben 9 das ungarische Original zu dem Gaalschen „Kutschermärchen“ zu sein, s. S. 429.

Zu dem Sonnengott (napisten) in Nr. 17 (Népm. 16: Jézus mondásának teljesedni kell) vergleicht Szoltyi Myth. 291 ein ähnliches in Rimaußki's slowakischen Märchen, vgl. auch Gaal im Schlangenprinzen S. 376.

Nr. 20 (Népm. 19 II.) endlich erkennt jeder als ein in und außer Deutschland allbekanntes Spaßliedchen, zu dem wir noch das wenig verschiedene neugriechische bei Sanders (Volksleben S. 56) vergleichen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß gegenwärtiges Büchlein seinen mehrfachen Zweck einigermaßen erfüllen möge: zu unterhalten, der ungarischen Märchenliteratur Theilnahme zu erwerben, und das Verständniß unserer vaterländischen zu fördern.

Wittenberg, im Juni 1857.

G. E.

1. Die sechs Drachen.

Wo war's — wo war's nicht? Weit über dem Ozeanmeere war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter. Der König war sehr alt und stund schon mit einem Fuße im Grabe. Wie er nun nahe am Sterben war, ließ er seine Söhne rufen und sagte zu ihnen „Hört, meine Söhne! Eure Schwestern müßt ihr dem Ersten geben, der um sie anhält. Wenn ihr im Walde jagt, hütet euch vor dem großen Pappelbaume, und wenn ihr euch in der Nacht einmal dort verspätet, so geht nie und legt euch drunter schlafen.“ Nicht lange drauf starb der alte König und das Königreich kam an seinen jüngsten Sohn. Einmal des Abends, wie sie alle zusammen beim Abendessen saßen, sagte Jemand am Fenster „gebt mir doch eure älteste Schwester!“ Die Söhne wollten dem Befehle ihres Vaters gehorham sein und gaben sie ihm gleich durch's Fenster. Tags darauf um dieselbe Zeit forderte Jemand die mittelmste Tochter, die gaben sie dem auch. Am dritten Abende forderte wieder eine Stimme die jüngste, auch die steckten sie ihm zum Fenster hinaus. So waren nun die drei Königsöhne ganz allein.

Einmal giengen sie in dem Walde jagen, und wie es Abend wurde, waren sie zufällig grade unter dem Baume, den ihnen ihr

Vater verboten hatte. Seine Warnung fiel ihnen wohl ein, aber sie wollten doch auch gern wissen, warum er's ihnen verboten hätte. Sie legten sich also drunter schlafen, weil sie so müde waren, und der älteste Königssohn hielt Wache. Ein großes Feuer brannte, und er legte tüchtig nach; auf einmal merkt er, daß etwas an dem Feuer frißt und es nach und nach verzehrt. Wie er näher zusieht, sieht er, daß es ein großer Drache mit drei Köpfen ist. Gleich geht er mit dem Säbel auf ihn los, sie kämpfen eine Weile, am Ende aber besiegt er den Drachen, gräbt ihm eine Grube unter dem Baume und begräbt ihn darin. Wie es wieder Tag wurde, stunden die beiden jüngern Brüder auf, aber von der Nachtgeschichte wußten sie nichts, und ihr großer Bruder sagte ihnen auch kein Wort davon.

Nach einiger Zeit giengen sie wieder in den Wald jagen, und legten sich für die Nacht auch wieder unter den Baum. Diesmal wachte der mittelmste Sohn, weil die andern schliefen. Auf einmal, wie er so mit gezogenem Säbel unter dem Baume auf und ab geht, merkt er, daß etwas am Feuer frißt und es verzehrt; wie er näher hinsieht, sieht er, daß es ein sechsköpfiger Drache ist. Gleich haut er mit dem Säbel nach ihm, lange kämpfen die beiden, aber am Ende tötete der Königssohn auch den Drachen und begrub ihn unter dem Baume. Am Morgen stunden die andern Brüder auf, aber von dem, was in der Nacht geschehen war, wußten sie nichts.

Wieder übernachteten sie einmal unter dem Baume, da blieb der Jüngste Wache stehen. Weil er so mit blankem Säbel auf und ab geht, sieht er auf einmal, daß etwas am Feuer frißt und es verzehrt; diesmal merkt er's aber erst, wie schon alles verzehrt war. Wie er genauer zusieht, sieht er, daß es ein neunköpfiger Drache ist. Wieder haut er gleich mit dem Säbel nach ihm, und

sie kämpfen lange miteinander; zuletzt wird auch der Drache vom Königssohne besiegt und wie die vorigen unter dem Baume begraben.

Nun dachte der Königssohn aber gleich daran, wo er ein bißchen Feuer herkriegern könnte, und gieng in den Wald suchen, wo er ein bißchen fände. Auf einmal sieht er ein kleines Licht flimmern; er geht also drauf zu, da sieht er, wie die Nacht sich mit der Morgenröthe balgt. Da fragt er, warum sie sich balgten. „Darum“ sagt die Morgenröthe, „weil ich schon aufgehen möchte, die Nacht will's aber nicht haben.“ Da schnitt der Königssohn seine Hosenschnur auseinander und band sie jede an einen Baum. Nun gieng er und nahm das kleine Licht, aber bis er dahin gekommen war, wo seine Brüder schliefen, war's wieder ausgegangen. Nun muß' er sich noch einmal Licht suchen. So wandert er ohne Raß und Ruh durch den Wald: auf einmal sieht er einen Fleck, da flackert ein gewaltiges Feuer himmelhoch. Wie er hinkommt, sieht er drei Riesen um das Feuer liegen und schlafen. Zwischen denen geht er grade durch und faßt einen tüchtigen Feuerbrand; wie er aber umkehrt, da fällt dem einen Riesen ein brennendes Stück auf den Rücken. Der packt gleich den Königssohn und sagt zu dem zweiten Riesen „Du guck mal her, da hab' ich 'ne Mücke gefangen!“ Sagt der Andre „thu ihr nichts, das ist ja der kleine Königssohn; was sollen wir mit dem machen?“ Sagt der Dritte „braten wollen wir ihn, braten und auffressen!“ Nun bat sie der Königssohn, sie möchten ihm doch nichts thun. „Na!“ sagt einer von den Riesen, „wir wollen Dir nichts thun, wenn Du thust, was wir von Dir verlangen.“ Der Königssohn versprach ihnen Gold und Gut, wenn sie ihn nur losließen. Sagt der größte Riese zu ihm „na hör' einmal, der und der König hat drei Töchter; wir haben sie uns schon

holen wollen, aber das gieng nicht, denn da war ein Hähnchen und ein Hündchen, die wittern gleich alles Fremde und melden es; wenn Du uns nun die drei Königstöchter holst oder das Hähnchen und das Hündchen totschiägst, dann kannst Du gehen wo Du hin willst.“ Sagt der Königssohn „gut, das will ich thun; gebt mir nur einen Knaul Bindfaden, das Ende laß ich hier, das muß einer von Euch in die Hand nehmen; wenn ich dann den Faden anziehe, so kommt mir zu Hülfe.“

Nun gieng der Königssohn fort ohn' Rast und Ruh und war schon nahe an der Burg, da kam er an ein Wasser und wußte gar nicht, wie er drüber kommen sollte. Gleich zog er den Bindfaden an und gleich war auch einer von den Riesen da, der warf eine Eiche über's Wasser, da konnte der Königssohn hinüber. Nun gieng er ins Schloß; Hähnchen und Hündchen spürten nichts von ihm, weil der Wind grade entgegen wehte. Zuerst gieng er in die Schlafkammer der ältesten Königstochter; da sah er sie auf einem kupfernen Bette liegen. Gleich zog er ihr den



goldnen Ring vom Finger und steckte ihn an seinen. Weiter gieng er in die nächste Kammer, da sah er die mittelfte Königstochter auf einem silbernen Sofa liegen. Auch der nahm er den goldnen Ring und steckte ihn an seinen Finger. Nun gieng er in

die dritte Kammer, da sah er die jüngste und schönste Königstochter auf einem goldnen Sofa liegen. Auch der zog er den goldnen Ring vom Finger, aber er gewann sie auch zugleich sehr lieb, weil sie so schön war, und dachte gleich daran, wie er die Riesen umbringen könnte. Er zog also den Bindfaden an, und gleich war auch ein Riese da und trat in das Haus. Nun war die Thür für seine Größe viel zu niedrig, so daß er sich bücken und den Kopf vorbeugen mußte. Den schlug ihm nun der Königssohn auf der Stelle so ab, als hätt' er nie einen gehabt; seinen Leib aber schleppte er in einen Winkel. Nun zog er wieder den Bindfaden, da kam der zweite Riese, der bückte den Kopf ebenso, gleich schlug der Königssohn ihm den ab, ihn selber schleppt' er in den Winkel neben den ersten. Zum dritten Mal zog er den Bindfaden, da kam der dritte Riese; auch mit dem macht' ers so wie mit den andern.

Was sollt' er aber jetzt machen? Auf einmal fiel ihm ein, daß er Morgenröthe und Nacht nebeneinander an einen Baum gebunden hatte; auf der Stelle lief er hin und band sie los, gleich wurd' es auch Tag: dann gieng er wieder unter den großen Baum, wo seine Brüder schliefen, und weckte sie. Da sagte der älteste Bruder „postausend, Brüderchen, war das eine lange Nacht!“ „Ja“ sagte der kleine Königssohn, „gehörig lange, lieber Bruder!“ Nun machten sie sich zusammen auf und gingen ohne Raß und Ruh, bis sie daheim waren.

Einmal sagte der kleine Königssohn zu den beiden ältern Brüdern „kommt, wir wollen uns Frauen suchen; ich weiß wo drei schöne Königstöchter.“ Nun wanderten die drei ohne Raß und Ruh durch sieben und aber sieben Länder, noch über's Ozerenzmeer. Da fanden sie eine Stadt, in der wohnten die drei Königstöchter. Sagt der kleinste Sohn zu seinen beiden Brüdern

„bleibt hier, ich will hinein und um die drei Königstöchter werben.“ Seine Brüder blieben auch da, und er gieng hinein; er war schon bis zum Schloßthore gekommen, wo der König wohnte: da stand auf einmal ein Mann vor ihm und fragte ihn wo er hin wollte. Er sagte „zum Könige; ich will für uns drei um seine drei Töchter werben.“ „„Das ist nicht eher erlaubt““ sagte jener, „„als bis er auf die Pauke hier geschlagen hat; und wenn er auf das wonach sie fragt nicht Antwort geben kann, so muß er sterben, wenn er auch tausend Seelen hat.““ Da schlug er drauf, sie fragte ihn allerlei über die Riesen, die er getödet hatte, und da antwortete er Wort für Wort auf die Fragen, und bekannte auch, daß er sie erlegt hätte.

Da sagte der König zu ihm „wähle unter meinen Töchtern.“ Gleich rief er die andern Brüder dazu und so nahmen die Dreie die drei Königstöchter, natürlich kam auf ihn die jüngste; und da hielten sie eine so große Hochzeit, daß die braune Bratenbrühe von Lügelsburg bis Michelsburg floß. Der Vater der Mädchen hatte keinen Sohn, und darum übergab er das Königreich seinem jüngsten Eidam; aber er bat sich aus, daß sie zusammen wohnen möchten. Nun wollte der kleine Königssohn einmal in das Königreich, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, aber seine Gemahlin wollt' er auch mitnehmen. Der alte König sagte „nimm sie nicht mit, mein Sohn, denn Du behältst sie nur so lange, bis Du an die Grenze kommst, da rauben sie Dir sie den Augenblick.“ Aber seine Gemahlin hatte doch auch große Lust und so reiste sie doch mit ihm, und es begleiteten ihn wohl vierzig reisige Krieger. Auf einmal, wie sie über die Grenze gingen, rissen sie ihm die Königin so plötzlich aus der Kutsche, daß er gar nicht wußte wie ihm geschah. Da gieng der jüngste Königssohn wieder vollends heim, und sagte zu ihrem Vater

„denk' Dir, Väterchen, sie haben mir meine Königin geraubt, grade wie mir mein königlicher Vater vorausgesagt hatte; aber ich wurde nicht wieder ruhig, bis ich sie aufgefunden habe.“ So bat er denn den alten König, er möchte ihm sagen, in was für ein Land sie seine Tochter wohl gebracht haben könnten. Der sagte aber „frage nur nach dem weißen Lande; wenn Du sie da nicht findest, dann siehst Du sie gewiß nicht wieder.“

So machte er sich denn auf den Weg und wanderte durch sieben und aber sieben Länder; auf einmal kommt er an ein Schloß; er geht hinein, da findet er seine älteste Schwester, die fragt er „wohnst Du denn hier?“ „„Ja freilich““ sagte die; „„mein Mann ist ein vierköpfiger Drache, mit dem leb' ich wie's halt geht.““ Auf einmal kommt der Drache zu ihnen herein und sagt „grüß Dich Gott, Schwager; wo willst Du denn hin?“ „„Ja ich suche das Weißland auf; kann mir der Herr Schwager nicht sagen, wie weit's dahin ist?““ „Ich wahrhaftig nicht“ sagte der Drache; „es müßte denn unter meinen Thieren eines davon was wissen.“ Da rief er alle seine Thiere zusammen, aber keins hatte von Weißland auch nur gehört.

Da macht sich der Königssohn wieder auf den Weg und wandert ohne Rast und Ruh durch sieben und aber sieben Länder; auf einmal kommt er an ein Schloß, er geht hinein, da trifft er seine zweite Schwester, deren Mann war ein achtköpfiger Drache. Fragt ihn der Schwager, wo er hin wolle. „Ja Schwager“ sagte der Königssohn, „ich möchte gerne nach Weißland, wenn ich's nur finden könnte; weißt Du nichts davon?“ „„Ich wahrhaftig nicht““ sagte der Drache; „„es müßte denn unter meinen Thieren eins davon was wissen.““ Gleich ruft er seine Thiere zusammen und fragt sie, ob sie Weißland nicht

ennten, wie weit's bis dahin wäre. Aber die sagten alle, sie hätten nicht einmal den Namen gehört.

Da macht sich der Königssohn sehr betrübt wieder auf den Weg und wandert weiter durch sieben und aber sieben Länder. Auf einmal kommt er wieder an ein Schloß; er geht hinein, da sieht er seine jüngste Schwester sitzen, die noch jünger war wie er selber. Sie weinte und las in einem Buche; ihr Gatte war ein zwölfköpfiger Drache. Der fragte ihn auch „wo willst Du hin?“



„Ja, Schwager“ antwortete der Königssohn, „ich will nach Weißland; hast Du nichts davon gehört? weißt Du gar nichts davon wie weit's ist?“ „Ich wahrhaftig nicht“ sagte der, „es müßte denn von meinen Thieren eines was davon wissen.“ Er rief also seine Thiere zusammen und fragte sie, ob sie nie etwas von Weißland gehört hätten; aber alle sagten, sie hätten nie was davon gehört. Auf einmal, wie die andern Thiere schon wieder weggelaufen waren, hinkte ein lahmer Wolf heran. Den fragte der Drache auch „hast Du nichts von Weißland gehört?“ „Ich freilich“ sagte der Wolf, „ich habe mir ja dort das Bein gebrochen, wie ich ein Schaf holen wollte.“ „Na gut“ sagte der Drache zu ihm, „denn führe den Königssohn hier hin, Du sollst auch ein paar Schafe dafür kriegen.“ „Nein, da geh' ich nicht wieder hinein“ sagte der Wolf, „nicht um drei ganze Schafherden, höchstens bis an die Grenze begleit' ich ihn.“ Da kriegte der Wolf gleich ein Schaf zum Voraus, auch der Königssohn aß sich erst satt, dann wanderten sie ohne Raß und Ruh durch sieben und aber sieben Länder. Endlich führte der Wolf den Königssohn auf eine Bergspitze und sagte zu ihm „sieh, dort liegt Weißland; geh' jetzt Deinen Weg, ich kehre aber nun wieder um.“

So wanderte der Königssohn fürbaß ohne Raß und Ruh; endlich kommt er an eine kleine Quelle vor einer großen Stadt; da setzt' er sich ein wenig hin. Das Wasser aus der Quelle aber machte jeden der drauß trank auf der Stelle wieder ganz frisch. Auf einmal, wie er so daßißt, sieht er seine Gemahlin mit einem kleinen goldnen Krüge zu der Quelle kommen. Sie erkannten sich auf der Stelle wieder, umarmten sich und küßten sich. „Sieh, liebe Frau“ sagte der Königssohn, „ich bin nur um Deinetwegen gekommen, um Dich zu befreien.“ „Ja, aber wie das

gehen soll, weiß ich wahrhaftig nicht““ sagte die Königin, „denn der weiße Ritter, der mich Dir geraubt hat und bei dem ich jetzt noch bin, hat ein Pferd, das läuft so geschwind wie der Gedanke; und wenn ich mit Dir fliehen wollte, so würde er uns ganz gewiß einholen, und dann gieng's uns allen Beiden an den Kopf. Aber das kann ich Dir jetzt sagen: geh nur dahin, da ist eine alte Frau, die hat drei Stuten, das sind ihre eignen Töchter; verdinge Dich bei ihr als Kutscher, aber fordre keinen andern Lohn, als erstens ein kleines Fohlen, dann einen alten Sattel, der liegt auf dem Oberboden und ist ganz voll Hühnermist, und drittens einen Baum; wenn das Fohlen ausgewachsen ist, dann kannst Du mich erretten, sonst nicht; denn meines weißen Ritters Pferd ist ebendaher, darum kann's so geschwind laufen.“

So gieng der Königssohn denn fort und wandert' ohne Rast und Ruh bis dahin wo die alte Frau wohnte. Da findet er auf einmal unterwegs einen kleinen Fisch auf dem Trocknen. „Thu mich wieder in den Teich, lieber Königssohn“ bat das Fischchen, „ich will Dir's auch vergelten.“ Und so warf er das Fischchen wieder in den Teich; da gab es ihm dafür eine kleine Pfeife und sagte dazu „na, wenn Du einmal in Noth bist, dann blase nur auf der kleinen Pfeife, dann komm' ich Dir zu Hülfe.“ Der Königssohn that das Pfeifchen in seinen Sack und wanderte fort ohne Rast und Ruh. Auf einmal findet er eine Ameise, die kämpfte mit einer Fliege. „Schütze mich, lieber Königssohn“ sagte die Ameise zu ihm, „ich will Dir's auch vergelten.“ Da rettete er die Ameise und sie gab ihm auch eine kleine Pfeife; wenn er in Noth käme, sollte er nur darauf pfeifen, dann wollte sie ihm zu Hülfe kommen. Auch die that er in seinen Sack. Weiter reiste der Königssohn ohne Rast und Ruh, da fand er

einen lahmen Fuchs. „Ach, lieber Königssohn“ sagte der Fuchs, „thu ein wenig Pfeilkraut auf meinen Fuß und verbind' ihn, ich will Dir's auch vergelten.“ Der Königssohn legte von dem Kraute auf und verband den Fuß; da gab ihm der auch eine kleine Pfeife, auf der sollt' er blasen, wenn er in Noth käme, da wollt' er ihm zu Hülfe kommen.

Auch die that der Königssohn in seinen Sack und wanderte fort ohne Raß und Ruh, da traf er endlich die alte Frau, zu der ihn seine Gemahlin geschickt hatte, daß er ihr dienen sollte. Er gieng nun zu ihr hinein und grüßte sie „guten Abend, alte Mutter!“ „„Grüß Gott, mein Sohn!““ sagte das alte Weib; „„was willst Du hier?““ „Ja ich suche einen Dienst, und da hab' ich gehört, die alte Mutter brauchte einen Kutscher.“ „„Frei-lich brauch' ich den!““ sagte die alte Frau; „„verstehst Du denn aber auch den Dienst? denn da draußen auf den Pfählen stecken schon neun und neunzig Menschenköpfe; Du wärst der hundertste, wenn Du nicht bestündest.““ So verdingte sich der Königssohn auf ein Jahr als Kutscher, da galt aber ein Jahr bloß drei Tage. Am Abend setzte ihm die alte Frau eine gute Trau-
suppe vor, und dann schickte sie ihn mit den Pferden hinaus. Der Königssohn war nun sehr müde, darum legt' er sich hin und schlief fest ein. Auf einmal wacht er auf und sieht, daß es schon Tag geworden ist, aber die Stuten sind nirgends zu sehen. Was sollt' er nun machen? Da fiel ihm die kleine Pfeife ein, die ihm der Fisch gegeben hatte; er blies darauf, sogleich erschien das Fischchen. „Nun, was fehlt Dir?“ fragte es. „„Ach, meine Pferde sind ja fort!““ „Na, sei nicht so traurig und komm mit mir.“ So giengen sie ohne Raß und Ruh, da führte der Fisch den Königssohn an einen Teich; am Rande des Teiches schwammen drei Goldfische. „Siehst Du“ sagte das Fischchen zu

ihm, „das sind Deine Pferde; wirf ihnen nur den Zaum über und dann setze Dich auf.“ Da schlug er sie mit dem Zaume, setzte sich auf und eilte heim. „I bist Du hier?“ sagte die alte Frau zu ihm. „Ja wohl bin ich hier, alte Mutter.“ Da gieng die Frau in den Stall, nahm die Heugabel und warf ihre Stuten aus einer Ecke in die andre; „ihr abscheulichen Beester“ sagte sie zu ihnen „ihr seid wohl gar verliebt in euern Kutscher?“ „Ach, Mutter“ sagten die Stuten, „der kann mehr als Brot essen!“ —

Am andern Abend schickte sie wieder den Jüngling mit den Stuten aus, und diesmal legte er ihnen noch Fußfesseln an, ehe er einschlief. Morgens wacht' er auf, aber die Pferde waren fort. Er sucht sie überall, kann sie aber nicht finden; auf einmal fällt ihm das Pfeifchen ein, das ihm die Ameise gegeben hatte. Er zieht es aus dem Sacke und bläst drauf; gleich ist auch die kleine Ameise da und fragt „na, was fehlt Dir?“ „Ach, ich habe in der Nacht wieder meine Pferde verloren und kann sie nirgend finden.“ „Na bleib nur ruhig, wir wollen hier auf den Hügelabhang gehen, da finden wir einen Ameisenhaufen, aus dem werden drei rothe Ameisen herauskriechen, denen wirf nur den Zaum über den Kopf — das sind Deine Stuten.“ Sie giengen hin, da fanden sie den Ameisenhügel, aus dem kamen drei rothe Ameisen heraus; gleich warf er ihnen den Zaum an, da wurden sie wieder zu Pferden und er ritt auf ihnen heim. Die Alte sagte wieder „i bist Du hier?“ „Ja freilich bin ich hier, alte Mutter“ sagte er. Da gieng sie wieder in den Stall und warf die Stuten tüchtig hin und her, weil sie sich so schlecht hätten verstecken können. „Ach, Mutter“ sagten die, „der kann mehr als Ihr!“ —

Am dritten Abend gab sie dem Königssohne wieder eine

tüchtige Traumsuppe zu essen, dann schickte sie die Stuten mit ihm fort, aber vorher sagte sie ihnen, sie sollten gleich wieder heimkommen; heute wollte sie sie selber verstecken. Der Jüngling führte die Stuten wieder fort, legte sich hin und schlief ein. Am Morgen wacht er auf und die Pferde sind wieder weg. Ueberall sucht er nach ihnen, kann sie aber nirgend finden; da denkt er an sein Pfeisken, das ihm der Fuchs gegeben hatte, bläst darauf und gleich ist auch der Fuchs da. „Was fehlt Dir, mein lieber Königssohn?“ „„Ach““ sagt der, „„denk Dir, ich kann meine Pferde nirgend finden.““ Da sagt der Fuchs „ja, jetzt sind sie an einem sehr schwierigen Orte; alle drei sind in Eier verwandelt, die Alte sitzt und spinnt auf einem Stuhle, unter dem Stuhle steht ein Korb, und da liegen sie drin. Nun hat aber die Alte einen goldnen Hahn und eine goldne Henne im Hühnerhause; an die will ich mich machen und ihnen den Kopf abbeißen; wenn die Alte nun vom Stuhle aufspringt, dann geh Du gleich in die Stube und wirf die Eier mit dem Zaume, dann werden sie gleich wieder zu Pferden.“ So giengen sie ohne Raht und Ruh, auf einmal kamen sie an das Haus der Alten; der Fuchs schlich sich auf den Oberboden und würgte die Henne und den Hahn. Gleich sprang die Alte auf den Boden, „husch husch, Fuchs; die Hunde kommen und wollen Dein Blut!“ Unterdeßsen aber sprang der Königssohn ins Haus hinein und warf den Zaum über die Eier, gleich wurden sie wieder zu Pferden und er führte sie in seinen Stall. Nun kam die alte Frau



wieder und wollte nach den Eiern sehen, aber da fand sie nur das leere Nest und schüttelte gewaltig den Kopf. Andern Tags rief sie den Jüngling und sagte zu ihm „na mein Sohn, Du hast das Jahr ehrenvoll ausgehalten, was willst Du nun für einen Lohn haben?“ „Ich bitte um nichts weiter“ antwortete der, „als um das magere Fohlen, das die eine Stute gestern geworfen hat; dann den alten Sattel voll Hühnermist, der oben auf dem Boden liegt, und endlich einen Zaum.“ „I was willst Du mit dem Zeuge machen? lieber geb' ich Dir so viel Geld als Du haben willst.“ „Nein“ sagte der Jüngling, „ich kann nichts anderes brauchen als das Dreies.“ Da mußte es ihm zuletzt auch die alte Frau geben. So nahm der Königssohn denn das Fohlen auf den Rücken, denn es konnte noch nicht recht laufen; ebenso den Sattel und den Zaum; dann wandert' er fort ohne Last und Ruh immer zu. Wie er aber einmal Abendrausch hielt, sagte das Fohlen zu ihm „laß mich heim trinken, lieber Herr! morgen früh bin ich wieder da.“ Da ließ er das Fohlen trinken gehen und legte sich schlafen; am Morgen war das Fohlen wieder da, stieß ihn an den Fuß und sagte „nun wollen wir weiter, lieber Herr!“ So giengen sie weiter ohne Last und Ruh; auf einmal, wie er wieder Nachtquartier halten wollte, sagte das kleine Fohlen „lieber Herr, laß mich heim trinken, morgen bin ich wieder da.“ Da ließ er das Fohlen nach Hause und legte sich schlafen. Den andern Morgen stieß ihn das Fohlen wieder an seinen Fuß und sagte „jetzt wollen wir weiter.“ Da wollte der Königssohn das kleine Fohlen wieder auf den Rücken nehmen, aber das sagte auf einmal „mein lieber Herr, bis jetzt hast Du mich getragen, aber jetzt trag' ich Dich.“ Da sattelte es der Königssohn, setzte sich drauf, und fort gieng's wie der Wind, bis sie an die Quelle kamen, an welcher der Königssohn seine Gemahlin

zuerst getroffen hatte. Da ließ er sein Pferdchen trinken und trank auch selber, und da kam auch seine Gemahlin wieder dazu mit dem goldnen Krüge, um Wasser zu holen. Nun sagte er „liebe Frau, das ist das Pferd, um das ich gedient habe; nun setze Dich drauf, ich setze mich auch drauf, und dann soll's fort gehen.“ Wie sie oben saßen, fragte das Pferd „wie soll ich nun laufen? wie der Wind oder wie der Gedanke?“ „„Wie Du willst““ sagte der Königssohn. So flogen sie dahin. Auf einmal stieg das Pferd des weißen Ritters dort an zu stampfen und zu stoßen. Der weiße Ritter kam dazu und fragte „was fehlt Dir? so sollen Rüden und Hunde Dein Blut lecken!“ „„Sie haben die schöne Frau geraubt““ antwortete das, „„auf einem Fohlen führen sie sie weg.““ So wie der weiße Ritter das hörte, sprang er auf sein Roß, und hinflogen sie wie der Gedanke. Schon waren sie dem Königssohn seinem beinahe nach, da sagte der weiße Ritter zu seinem Pferde „wiehere doch dem andern Pferde zu, daß es auf Dich warten möchte.“ Da wieherte sein Pferd, aber das Fohlen wieherte zurück „ich warte erst, wenn Du zu mir gekommen bist.“ Da warf das Pferd sein Hintertheil in die Höhe und rannte daher, daß der weiße Ritter gleich abgeworfen wurde und ihm alle Gedärme plagten; das kleine Fohlen aber wartete nun. Da setzte sich der Königssohn auf dem weißen Ritter sein Pferd, und seine Gemahlin blieb auf dem Fohlen sitzen, und so kamen sie heim. Da gab der Königssohn ein großes Gastmahl, vor Freuden darüber, daß er seine Gemahlin wiedergefunden und heimgebracht hatte. Nun starb um die Zeit auch der alte König, da blieb er mit seiner Gemahlin in dem Königreiche, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

2. Das Lilienmädchen.

Es war einmal irgendwo in der Welt ein sehr guter König, den alle Leute im Lande — hohe und niedre — so lieb hatten, daß sie gern ihr Leben für ihn gegeben hätten. Eine Frau hatte er noch nicht, und seine Unterthanen baten ihn, er möchte doch heirathen, damit er ihnen wieder einen so guten König hinterlassen könnte wie er selber wäre. Das machte ihn nun sehr unruhig, und er dachte viel bei sich nach, was er machen sollte, damit er eine Frau fände, die so recht für ihn paßte.

Nun hatte er einen alten Freund, den fragte er gewöhnlich um Rath und hatte ihn sehr gern. Der alte Mann war Jäger im Forste des Königs; er hätte noch ganz anders leben können, denn der König hätte ihn gewiß fürstlich gehalten; aber er hatte nichts nöthig, darum fristete er so kümmerlich sein Leben im Walde in einer kleinen Hütte wie arme Leute thun. Wie nun der König hörte, was seine Unterthanen wünschten, gieng er zu dem alten Jäger und fragte ihn um Rath. Der gab ihm einen Rosmarinstengel und sagte „das Mädchen, vor dem der Stengel sich verneigt, die nimm; die ist für Dich bestimmt.“ Gleich ließ der König eine Menge Mädchen auf sein Schloß rufen, soviel nur hereinkonnten, und neben jede stellte er einen Soldaten, der mußte aus den Perlen, die vor ihnen auf dem Tische lagen, des Mädchens Namen zusammensetzen. Die Perlen sollten dann der gehören, vor der sich der Rosmarin verneigte; wenn er sich aber vor keiner verneigte, sollte jedes Mädchen die mitnehmen, woraus ihr Name zusammengesetzt war. Wie sie nun alle in einer Reihe saßen, kam der König und hatte den Rosmarinstengel in der Hand. So gieng er an allen Mädchen vorbei,

von der ersten bis zur letzten, aber der verneigte sich vor keiner einzigen. Am andern Tage wurden wieder andere Mädchen zusammengeholt, eine immer schöner wie die andre; aber auch diesmal verneigte sich der Rosmarin vor keiner. Am dritten Tage war's grade ebenso: auch da verneigte sich der Rosmarinstengel nicht. „Was soll ich nun machen?“ dacht' er bei sich selber, und wo sollt' er sich seine Lebensgefährtin herholen?

Wie er in der Nacht so bei sich nachsann, da merkte er, wie etwas in's Fenster hereinhuschte und sich gleich auf den Rosmarin setzte und ganz fein anfieng, mit diesem zu sprechen. „Ich bin dem Könige vielen Dank schuldig“ sagte das Goldvögelchen, das zum Fenster hereingehuscht war, „weil er mich schon zweimal aus den Krallen des Falken befreit hat; nun möcht' ich meine Schuld gern abtragen. Ich könnt' ihn wol zu dem Mädchen bringen, vor der du dich verneigst. Die ist im Zaubergarten; sieh', darum bin ich gekommen, dir zu sagen, daß du dich morgen vor Tag auf den Weg machst und ihn führst. Ich werde über euch fliegen, gib nur immer auf mich Achtung und komm mir nach.“

Der König hörte das alles recht gut, denn die große Sorge ließ ihn ganz und gar nicht schlafen. Kaum konnt' er den Morgen erwarten, dann macht' er sich gleich auf den Weg. Der Rosmarin wanderte vor ihm her, das Vögelchen aber flog über ihnen.

So wanderten die Drei drauf zu, ohne Rast und Ruh; da fanden sie auf ihrem Wege ein lahmes Zauberpferd, das gewaltig ächzte. „Was fehlt dir?“ fragte der König, „daß du so gewaltig ächzest?“ „Ach“ antwortete das Zauberpferd, „in meiner linken Seite steckt ein Pfeil; schon ein ganzes Jahr muß ich ihn tragen, und bis jetzt hab' ich noch keinen Menschen gefunden, der soviel Mitleid gehabt und mir ihn herausgezogen hätte; eine alte Hexe hat mir ihn hereingeschossen, weil sie meinen Herrn

verderben wollte.“ „Ich will dir ihn herausziehen“ sagte der König, faßte den Silberpfeil an und zog ihn dem Pferde aus seiner linken Schulter. Da bäumte es sich gewaltig in die Höhe und wurde ein so schöner Hengst wie er noch nie einen gesehen hatte. Nun dankte er dem Könige, daß er so gütig gewesen wäre, dann sagte er zu ihm „ich weiß wol, was du vorhast. Die du suchst ist noch weit von hier, aber setze dich nur auf meinen Rücken, ich bringe dich bis dahin, wo du deine schöne Braut finden sollst.“ Da stieg der König auf den Rücken des Zauberpferdes und flog mit ihm durch die Luft dahin wie der Bliß. Der Rosmarin wanderte immer voraus, Goldvögelchen aber flog über ihnen.



Wie sie so flogen über Berg und Thal, fanden sie ein gläsernes Schloß; aus dem scholl ihnen ein schreckliches Geheul entgegen. „Den müssen wir befreien, mag's sein, wer da will!“ sagte der König, und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Und was sah er da? Einen großen Mann von Glas sah er, und eine Brummfliege in seinem Magen fortwährend hin und her schwirren, um ihn zu zerbrechen. „Wer bist du? was bist du?“ fragte den König der gläserne Mann. „Ich bin ein fremder König, ich will ins Zauberschloß und mir eine Frau holen; wer bist Du

aber?"" „Ich bin der König von diesem Schlosse.“ „Was fehlt dir denn, daß du so heulst?"" fragte der fremde König. „Ach die Fliege will durch meinen Magen durchbrechen!"" „Kann man dich denn aber gar nicht davon befreien?"" „Nein, so lange ihre alte Mutter lebt, die Spinne mit den beiden Säbeln, so geht's nicht; die lebt aber ewig; denn keinerlei Waffe kann ihr was anhaben. Ich hatte freilich einmal ein Zauberpferd, das konnte ihr viel schaden, aber das hat sie auch schon todtgeschossen," antwortete der Glaskönig. „Könnst' ich die mächtige Spinne nicht einmal zu sehen kriegen?"" fragte der fremde König. „Das geht gleich; sieh nur dorthin auf das Glasfanatee. Da sitzt meine arme Frau, ganz in Rosenkleider gekleidet; die Spinne kommt alle Stunden zu ihr und überzieht sie mit ihrem Spinnewebe; wenn sie fortgeht, kommt ein kleiner Dorndreher und zerzupft das gesponnene Gewebe wieder. In einer Minute wird die Spinne hier sein."

Auf einmal hörte man ein furchtbares Geräusch; der fremde König sah an die Saaldecke; da ließ sich eine gräßliche Spinne von oben herunter. Doch sagte er sich bald, zog seinen Säbel und wollte die Spinne zerhauen; aber er konnte ihr nichts anhaben, denn mit ihren beiden Vorderfüßen wehrte sie alle Hiebe ab. Beinahe hätte die Spinne den König schon damit getödtet, da kam auf einmal das Zauberpferd in den gläsernen Saal hereingesprungen, so daß die Glasstufen nur so zusammenbrachen unter ihm, und sprang auf die schreckliche Spinne los. Wie die Bremse sah, daß ihre Mutter in so großer Gefahr war, wollte sie, wenn's nur irgend gieng, aus dem Glaskönige herausfliegen und ihr zu Hülfe kommen. Aber das Zauberpferd merkte die Absicht der Brummfliege, und schrie dem Könige zu, er sollte den Mund ja fest zuhalten und die Fliege nicht herauslassen. Aber der

konnt' es nicht durchsetzen und mußte sie herauslassen; da stampfte es gewaltig mit den Vorderfüßen und zerquetschte die Bremse neben der Spinne: da waren sie beide auf einmal todt.

Wie nun die beiden Thiere dalagen, verwandelte sich der Glaskönig auf der Stelle in einen so stattlichen Mann, daß seines Gleichen auf der ganzen Welt nicht zu finden war; seine Gemahlin aber in eine wunderschöne Frau, und auf ihren Kleidern blühten die prächtigsten Rosen. Auch der kleine Dornvogel wurde wieder ein schönes Mädchen, die gläserne Burg aber zu einem prächtigen Goldschlosse. Jetzt dankte der König, der von Glas gewesen war, dem fremden Könige für seinen Beistand und erzählte ihm kurz seine ganze Geschichte.

„Das Schloß hier“ sagte er „hat sonst immer mir gehört, und grade so, wie du's jetzt vor dir siehst. Unten am Schloßberge war eine kleine Hütte, in der wohnte eine alte Hexe. Die Hexe hatte eine Tochter, die sie mir gar zu gern zur Frau gegeben hätte, aber ich konnte sie nicht brauchen. Ich nahm mir eine aus dem Zauberhschlosse, da ist meine Frau her, und die gab' ich nicht um die ganze Welt. Darüber ärgerte sich die Hexe gewaltig und verwandelte mich in einen gläsernen Mann, und ihre Tochter in eine Bremse, die mich immer in meinem Magen nagen und plagen sollte. Nur noch eine Woche hätte es gedauert, dann wäre er durch gewesen. Sie selber wurde eine große Spinne, damit sie die Rosenkleider meiner Frau mit ihren Gespinnsten begeistern könnte; das Stubenmädchen aber verwandelte sie in einen kleinen Dornvogel, der die Spinnewebe allemal zerreißt, damit sie sie wieder neu überziehen kann. Aber erst mußte sie mein Zauberpferd bezwingen. Du hast ihm den Pfeil herausgezogen und uns alle von unsern Qualen erlöst; sag mir jetzt nur: was soll ich dir für deine Wohlthaten thun?“ „Nichts“ antwortete der

fremde König; „sag mir nur das: ist das Zauberſchloß weit von hier? Ich will dorthin und mir eine Frau holen.“ „Nein“ ſagte der andere König, „das iſt gar nicht weit; mein Zauberpferd wird dich gleich hinbringen.“

Da ſtieg der fremde König auf den Rücken des Zauberpferdes, und in einer halben Stunde war er dort. Der Roſmarin wanderte vor ihm her, Goldvögelein ſlog über ihnen. Wie ſie ankamen, war die ganze Zauberburg in Trauer gehüllt. „Warum habt ihr Trauer?“ fragte der König. Die Feen antworteten ihm „weil das ſchönſte Mädchen, die Schweſter der Feenkönigin, aus Kummer über die Glaskönigin zu einer weißen



Lilie geworden ist.“ — Da bat der fremde König die Feen, sie möchten ihn doch einmal zu der weißen Lilie hinführen. Die thaten's auch. Der Rosmarin gieng wieder vor ihm her — ja er rannte ordentlich; und wie er zur weißen Lilie kam, blieb er plötzlich stehen und verneigte sich bis auf den Boden, Goldvöglein aber setzte sich auf die Blätter. Da rüttelte sich die weiße Lilie und wurde auf einmal ein so liebliches Mädchen, wie man in sieben und aber sieben Ländern kein zweites fände.

Der König ging auf sie zu und bat sie um ihre Hand: bis zum Tode wollten sie einander gehören. Am andern Tage machten sie sich auf den Heimweg, und unterwegs besuchten sie auch das befreite Schloß, wo der Königin ihre Schwester wohnte. Hier wurden sie sehr gut aufgenommen, dann aber hielten sie sich nicht auf bis zu Hause: da empfing man sie mit großer Pracht; sie hielten eine große Hochzeit, und wenn sie nicht gestorben sind so leben sie heute noch.

3. Sieben Eide gelten mehr als einer.

Weit, weit über dem Ozerenzmeere lebte einmal ein armer Mann mit seiner Frau, und die war sehr schön von Gestalt. Wie ihr Sohn schon groß war, kam einmal der böse Geist (das war eigentlich der Vater des Knaben) und nahm ihr ihn weg, mit in sein Haus.

Der Geist hatte zu Hause eine Tochter, den Sohn aber taufte er Dionys: seine Tochter verstand nun schon die Geisterkünste, der Sohn aber noch nicht. Einmal ruft des alten Geistes Frau den alten Geist, und sagt zu ihm „Hör mal, alter Hund! Lehre jetzt dem Jungen etwas: er wird von Tage zu Tage älter

und kann noch immer nichts.“ Da rief der Geist noch denselben Abend den Dionys und befahl ihm, er sollte den Hof pflügen und mit Hirse besäen, daß man am Morgen ernten könnte. Da wurde der Knabe sehr traurig. Helene rief ihn zum Abendbrote, aber er kam nicht; da fragte ihn Helene „was fehlt dir? warum bist du so traurig?“ „Was soll ich nicht traurig sein, wenn mir dein abscheulicher alter Vater befohlen hat, ich sollte den Hof hier umpflügen und mit Hirse besäen, daß man am Morgen ernten könnte?“ Da sagte das Mädchen zu ihm „sei nicht traurig: ich gebe dir ein Pseifchen; wenn du darauf pfeifst, so kommen ein paar Männer auf dich zu; fürchte dich nicht vor ihnen, die werden zu dir sagen „was befehlst du?“ Da sag nur: sie sollten den Hof hier umpflügen und mit Hirse besäen, daß man am Morgen ernten könnte.“ Gleich kommen auch die Männer und fragen „was befehlst du?“ Da sagt er zu ihnen „pflügt den Hof hier um, und besäet ihn mit Hirse, daß man am Morgen ernten kann.“

Wie nun der alte Geist am andern Morgen kommt, sieht er, daß alles gethan ist, was er dem Jungen befohlen hatte.

Am andern Tage ruft er den Dionys wieder. Da war ein Wald, und er sagte zu ihm: den sollte er ausreuten und mit Weizen besäen, daß man bis zum andern Mittag da ernten könnte. Da wurde der Knabe wieder traurig, so traurig, daß er kein Abendbrot mochte. Das Mädchen fragte ihn, was er so traurig wäre. „Soll ich nicht traurig sein“ antwortete der Knabe, „wenn dein abscheulicher alter Vater befohlen hat, ich soll den Wald ausreuten und ihn mit Weizen besäen, daß man bis morgen Mittag da ernten könnte?“ „Ach, sei nicht traurig!“ sagte Helene, da ist eine kleine Pfeife; auf der pfeife nur, dann kommen eine Menge Männer und fragen was du befehlst. Dann

sage nur zu ihnen: sie sollten den Wald ausreuten und mit Waizen besäen, daß man bis morgen Mittag ernten könnte.“ Gleich kommen auch die vielen Leute, und fragen Dionys „was befehlst du?“ Der sagte zu ihnen: sie sollten den Wald ausreuten und mit Waizen besäen, daß man bis morgen Mittag ernten könnte. Unerntags zu Mittag sieht der alte Geist nach, und alles ist in Ordnung.

Am dritten Tage ruft er den Dionys wieder und sagt zu ihm „nun baust du mir ein Schloß von Wachs hier im Hofe, daß ich morgen Mittag darin speisen kann; sonst, wenn du auch tausend Seelen hast, mußt du sterben. Da wurde der Knabe wieder traurig, so traurig, daß er gar kein Abendbrot mochte. Kommt Helene und fragt den Dionys „was bist du so traurig?“ „Wie sollte ich nicht traurig sein, wenn dein abscheulicher alter Vater mir befohlen hat, ich sollte hier im Hofe ein Schloß von Wachs bauen, daß er morgen Mittag drin speisen könnte — sonst, wenn ich auch tausend Seelen habe, muß ich sterben.“ Sagt Helene zu ihm „sei nicht traurig, mein Herzenslieb! hier ist eine Pfeife; wenn du auf der pfeifst, so kommen von allen Seiten eine Menge Bienen, und was du denen etwa befehlst, das thun sie auf der Stelle.“ Gleich bläst Dionys auf der Pfeife, da kommen von allen Seiten eine Menge Bienen und fragen „was befehlst du?“ Dionys sagte nun zu ihnen: sie sollten auf dem Hofe ein Wachsschloß bauen, daß man morgen Mittag darin speisen könnte. Und wie nun der alte Geist dazukommt, sieht er gleich, daß das gethan ist, was er befohlen hatte.

Da sagt des alten Geistes Frau zu dem alten Geiste „geh, du Hund, thu doch mal die Augen auf: deine Tochter thut ja alles, was du deinem Jungen aufträgst.“ Nun trennte der alte Geist die beiden von einander, sperrte das Mädchen in ein Käm-

merchen und befaßl am Abend dem Knaben: er sollte den andern Morgen den zweiten Hof, der ganz voll Steine lag, umpflügen und besäen, denn sonst (wenn er auch tausend Seelen hätte) müßte er sterben. Da ward der Knabe traurig und heulte und weinte, denn nun hatte das Mädchen keine Pseife mehr und sie waren auch von einander gesperrt. Da gieng er nun an das Schlüßelloch vor des Mädchens Kämmerchen, und sagte zu ihr „nun sollen deines alten Vaters Blut Rüden und Hunde lecken: der hat gesagt, ich sollte den steinigen Hof hinten umpflügen und mit Weizen besäen, daß man morgen Mittag drauf ernten könnte; sonst, wenn ich auch tausend Seelen habe, muß ich sterben.“ Da sagte das Mädchen zu ihm „sei nicht traurig, mein Herzenslieb! wir wollen fort, und die abscheulichen Alten hier lassen; jetzt spuck' ich dreimal mitten in's Haus: wenn sie mich dann rufen, so spricht das erste „ich zieh' mich jetzt an,“ das zweite „ich wasche mich grade,“ das dritte „ich komme gleich.““



So macht' es das Mädchen denn auch: sie kam zum Schlüssellocke heraus zu dem Knaben, setzte sich auf eine Feuerschaufel, der Knabe hinter sie, und so flogen sie schnell wie der Gedanke über sieben und aber sieben Länder weg. Am Morgen riefen sie das Mädchen: da sprach's das erste Mal ganz mit ihrer Stimme „ich zieh' mich jetzt an.“ Nach einer Stunde riefen sie ihr wieder, da sprach's das zweite Mal „ich wasche mich gerade;“ wieder nach einer Stunde riefen sie dem Mädchen, da sprach das dritte „ich komme gleich.“ Nun warteten sie wieder eine Weile auf das Mädchen, aber die kam nicht. Da sagte des alten Geistes Frau zu dem alten Geiste „höre, alter Hund: wenn sie nun davongelaufen sind!“ Da ging der alte Geist ins Haus hinein und fand niemanden, nur die drei Speichelflecken. Gleich sagte die alte Geistin zu ihrem Manne „ich hab's ja gesagt: daß die Rüden und Hunde dein Blut lecken! jetzt mache ihnen nur nach, und paß auf; sonst, wenn du auch tausend Seelen hast, mußt du sterben.“

Da setzte sich der alte Geist auf eine Feueraschenschaufel und flog ihnen nach, und beinahe hatte er sie schon erreicht, da sagte das Mädchen zu dem Knaben „Dionys, lieb Herz! sieh dich mal um, es brennt so auf meine linke Backe.“ Dionys sah sich um, dann sagte er zu dem Mädchen „ich sehe weiter nichts als nur eine große schwarze Wolke.“ Da sagte das Mädchen „nein, das ist unser Vater; ja was sollen wir jetzt machen? Ich will hier eine Kapelle werden; du aber ein alter Priester drin. Der abscheuliche Alte wird sich hier herablassen und dich fragen, ob du nicht ein paar junge Leute so und so gesehen hast; dann sag ihm nur: nein, ich habe wahrhaftig keine gesehen, und bin doch hier alt geworden.“

So war es denn auch: der alte Geist ließ sich herunter zu

der Kapelle, und fragte den Priester, ob er hier nicht junge Leute so und so gesehen hätte. Dionys aber sagte „ich bin doch hier alt geworden und habe nie was Lebendiges gesehen als die Vögel des Himmels.“ Da kehrte der alte Geist um und gieng heim. Seine Frau fragte ihn da, ob er sie nicht gesehen hätte. Spricht der alte Geist zu ihr „ich habe nichts andres gesehen als eine Kapelle und einen alten Priester drin. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht ein paar junge Leute so und so gesehen hätte; der sagte aber „ich bin hier alt geworden und habe nie was gesehen als die Vögel des Himmels.““ Da sagte seine Frau „ei bist du ein Narr! hättest du nur von der Kapelle einen Span mitgebracht, da wären sie gleich nach Hause gekommen.“

Indeß aber war Helene mit ihrem Dionys, sobald der Vater weg war, wieder aufgebrochen und über sieben und aber sieben Länder gezogen. Da setzten sie sich, um auszuruhen, und schwuren sich sieben Eide, daß sie niemals von einander lassen wollten.

Indessen stieß und trieb den alten Geist seine Frau, er sollte gehen und Sohn und Tochter suchen; da ward der alte Geist noch zorniger, setzte sich auf eine Feuerchaufel und flog ihnen nach über sieben und aber sieben Länder. Auf einmal sagte das Mädchen wieder zu dem Knaben „Dionys, mein Herzlieb, sieh dich mal um; meine linke Wange brennt mich so — siehst du was?“ „Ich sehe nichts“ sagte Dionys, „nur eine große rothe Wolke.“ Da sagte das Mädchen zu dem Knaben „na, bis jetzt sind wir der Gefahr entronnen, aber jetzt seh' ich, daß wir bald werden umkehren müssen, doch wollen wir noch eins probiren: ich will hier ein Teich werden, werde du eine große goldne Ente darauf; der alte Geist wird dich jagen, aber da gib nur acht, daß du ja kein Federchen verlierst, sonst müssen wir mit ihm umkehren.“ Nun wurde das Mädchen zum Teiche, wie

sie gesagt hatte, Dionys aber eine goldne Ente drauf. Auf einmal senkte sich der alte Geist auf den Teich herab, jagte die Ente von einem Ende zum andern und hatte sie schon beinahe matt gejagt — da gab er's auf und gieng heim; vorher aber verwünschte er den Knaben und das Mädchen, daß sie sieben Jahre lang nicht mit einander sprechen sollten.

So wie der alte Geist weg war, trennte sich Dionys von Helenen, so daß sie einander nicht einmal lebewohl sagten. Helene ging in eine Stadt zur Rechten, da verdingte sie sich als Stubenmädchen; Dionys aber ging in eine Stadt zur Linken, wo ein König wohnte: bei dem trat er als Ofenheizer in Dienst. Der König hatte eine sehr schöne Tochter; alle möglichen Königsjöhne warben um sie, aber sie wollte keinen nehmen. Nun ließ sie aber eine große Säule am Thore aufrichten, daran befestigte sie einen Kranz, und sagte: den wollte sie nehmen, der ihn herunterreißen könnte. Viele versuchten's, aber keiner vermochte ihn herabzureißen. Da dachte einmal Dionys daran, er müßte es auch probiren, ob er wohl so glücklich wäre. Gleich gieng er in den Garten, da hatte er einen Nußbaum; den schüttelt' er, da fiel eine Nuß herunter, die macht' er auf — gleich sprang ein schönes Roß heraus, und dann war auch eine schöne Ritterkleidung darin. Gleich zog er sich stattlich an und setzte sich auf das Roß, dann sprengte er an der Säule vorbei und hieb den Kranz so herunter, als wenn er gar nie dagewesen wäre. Da kam die Königsstochter grade zu ihrem Vater, und wie sie das sah, wurde sie gleich bis über die Ohren verliebt in ihn. Da wechselten sie vor all den Rittern die Ringe und feierten die Verlobung. Dann beurlaubte sich Dionys bei der Königsstochter: in vierzehn Tagen wollt' er wiederkommen, dann sollte die Hochzeit sein. Dionys gieng nun in den Garten, legte die Ritterkleider ab und zog den

Ofenheizerfittel wieder an. Die Königstochter wartete lange auf ihren Verlobten, und wie er schon wiederkommen sollte, und doch gar nicht kam, wurde sie sehr krank. Sie klagte eine Zeitlang um den Dionys, dann klagte sie wenigstens noch um den Ring. Dionys dachte auch schon daran, daß er der Königstochter den Ring zurückgeben müßte. Einmal also geht er Mittags in die Küche, da sieht er, daß der Koch eine kleine Schüssel für die Königstochter besond'ers anrichtet; gleich warf er heimlich den Ring hinein. Der Koch trägt der Königstochter die Schüssel auf; wie die drin umrührt, merkt sie den Ring unten; sie sieht nach — da ist's ihrer. Gleich riefen sie die Köchin, und fragten sie, wer wol den Ring in die Schüssel könnte geworfen haben. „Ich weiß wahrhaftig nicht“ antwortete die; „in der Küche ist niemand gewesen als der Ofenheizer, der trieb sich drin herum.“ Da riefen sie den Ofenheizer und fragten ihn, wo er den Ring her hätte. Zuerst leugnete er, zuletzt aber gestand er's doch; gleich ließ da der König einen Priester holen, Dionys aber gieng in den Garten und schüttelte den Nußbaum, der wurde zu einem Kasse, auch fleidete er sich stattlich: da war er sieben mal schöner als vorher. Nun wurden sie getraut, und sieben Tage und sieben Nächte dauerte die Hochzeit. In der ersten Nacht, wie sie zusammenschliefen, Dionys und die Königstochter, kommt Helene in Gestalt einer Taube an's Fenster geflogen (denn nun waren die sieben Jahre grade um) und sagt zu Dionys:

„Dionys, mein Herzenlieb,
wache auf! ich bin ja hier,
sieben Eide schwerst du mir
dorten auf dem grünen Gras.“

Dionys wachte nicht auf, aber das Stubenmädchen hörte es.

In der nächsten Nacht kam Helene wieder als Taube und sang wieder:

„Dionys, mein Herzenslieb“ u. s. w.

Auch da wachte Dionys nicht auf. Da sagte Helene „nun komm ich noch Einmal; wenn du da nicht wach bist, siehst du mich nimmermehr.“ Das Stubenmädchen aber hörte das alles.

Am andern Tage sagte das Stubenmädchen zu Dionys „ich möchte dem Königssohne wol etwas sagen, wenn er mir's nicht übel nimmt.“ „Was denn? sprich nur.“ „Hier ist schon zwei Nächte hinter einander jemand in Taubengestalt am Fenster gewesen und hat gesagt „wach auf Dionys“ u. s. f. und nun hat sie gesagt, sie käme nur noch einmal; wenn du aber dann nicht aufwachtest, so sähest du sie nie wieder.“ Dionys merkte gleich, daß es Helene war; darum lag er die ganze Nacht wach. Auf einmal hört' er, wie jemand sagte „Dionys, mein Herzenslieb“ u. s. w. Da stund er auf, ließ die Taube herein, die verwandelte sich in ein Mädchen, das war wol siebenmal so schön als die Königstochter. Gleich liebte sie auch Dionys siebenmal mehr und sagte zu seiner Frau „meine liebe Frau, Dir habe ich bloß Einen Eid geschworen, dieser aber sieben; da gehöre ich ihr doch mit mehr Recht an als Dir.“ Da machte sich Dionys auf und zog in eine andere Stadt, da ließ er sich mit Helenen trauen; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

4. Der Arme und der Tod.

Wo war's — wo war's nicht? 's war einmal ein armer Mann, der hatte soviel Kinder als ein Sieb Löcher hat, ach wol noch mehr. Wie ihm nun das letzte geboren wurde, konnt' er

keinen Pathen mehr finden, denn die ganze Welt waren schon seine Gevattern. Da gieng er denn fort und wanderte durch sieben und aber sieben Länder, ob er vielleicht noch irgendwo einen Pathen finden könnte. Wie er so geht ohn' Raſt und Ruh, begegnet ihm auf einmal der Herr Jeſus, der fragt ihn „wo willſt du hin, armer Mann?“ „Ich ſuche einen Pathen für mein Kind“ antwortete der, „ob ich noch einen finden kann.“ „Höre“ ſagte der Herr Jeſus zu ihm, „da ſuche nicht lange nach andern herum, ich will gleich bei deinem Kindchen Gevatter ſtehn.“ Da ſagte der Arme „wer biſt du denn?“ „Ich bin Jeſus.“ „Ach!“ ſagte der Arme wieder, „dich kann ich nicht brauchen, du haſt ja nur die Guten lieb.“

Nun gieng er wieder weiter ohne Raſt und Ruh, da begegnet' ihm der Tod. Spricht der Tod zu ihm „wo willſt du hin, armer Mann?“ „Ich ſuche einen Pathen für meinen Jungen“ antwortet der, „ob ich noch einen finden kann.“ Da ſagt der Tod zu ihm „Höre, ſuche nicht lange nach andern, ich will gleich bei deinem Jungen Gevatter ſtehn.“ Da ſagte der Arme „wer biſt du denn?“ „Ich bin der Tod.“ — „Na gut,“ ſagte der arme Mann wieder; „ich will dich zu Gevatter nehmen, denn du haſt die Böſen ebenſo lieb wie die Guten.“ Da ſagte der Tod zu ihm: „komm noch ein Biſchen mit zu mir, ich will mein Sonntagſkleid anziehen, ſonſt kennen mich die Leute gleich.“ Der arme Mann gieng auch mit dem Tode in ſein Haus; da erſchrak er aber ſehr, denn in dem Hauſe brannten entſetzlich viel große und kleine Lichte, und fragte den Tod „was ſind das für viele Lichte? Der Tod aber ſagte „das iſt das Lebenslicht: hier hat jeder Menſch ſeins, und er kann nur ſo lange leben als ſein Licht hier brennt.“ Da ſagt der Arme zum Tode „ſei ſo gut und zeig mir auch mein.“ Der Tod zeigte ihm eins, das konnte nur



noch ein ganz klein Weilschen brennen. Da sagte der arme Mann zum Tod „höre, Gevatter! setz doch noch ein kleines Stümpfchen auf mein Licht, sonst geht's wahrhaftig gleich aus.“ Aber der Tod sagte „das geht nicht, lieber Gevatter! ich darf kein Licht länger machen, sonst wird mir die Auferstehung böse, die findet sonst keinen aufzuwecken.“ Aber der Arme bat und bettelte doch so lange, bis der Tod noch ein Endchen auf sein Licht drauffetzte. Nun kam der Tod mit in das Haus des armen Mannes; der gab einen ungeheuer großen Kindtauschmaus, so daß der Tod ein Bißchen betrunken wurde; und wie er so lustig war, gab er wahrhaftig dem armen Manne so große Gewalt, daß er jeden Kranken gesund machen konnte, auch der in den letzten Zügen läge, wenn er nur sein Bett anrührte oder sich vor ihn an's

Bett stellte; wenn er aber das Unservater oder Amen sagte, sollte er gleich sterben. Der arme Mann wurde nun bald so berühmt, weil er so große Gewalt hatte; überallhin holten sie ihn um gesund zu machen, zu vornehmen Herren und Königen, und er wurde sehr reich. —

Wie der Tod von ihm Abschied genommen hatte, hatte er zu ihm gesagt, er sollte ihn recht oft besuchen. Aber nun war es schon ein paar Jahre her und er hatte den Tod noch gar nicht besucht. Nun dachte er aber doch einmal dran, daß er den Tod besuchen müßte; gleich ließ er seine schönen Silberschimmel vor die Glaskutsche spannen (denn nun war er schon sehr reich geworden), und fuhr im Galopp zum Tod. Wie er schon nahe an seinem Hause war, fand er auf der Straße ein Kind weinen; das nahm er gleich zu sich in die Kutsche und fragte es aus, warum es so weinte. „Ach“ sagte das kleine Kind, „drum wein’ ich so, weil mich mein lieber Vater geschlagen hat, weil ich beim Gebete ein Wort nicht wußte.“ Fragt ihn der Mann „welches war denn das Wort? Unser Vater?“ „„Nein das war’s nicht“““ sagte das Kind. Der Mann sagte die ganzen Worte des Unservaters bis zu Ende — aber es war’s immer nicht. Zuletzt sagte er „war’s etwa Amen?“ „„Ja, das war’s“““ sagte der Tod, denn der war’s eigentlich in Gestalt eines weinenden Kindes; „„amen für Dich, Gervatter, amen!“““ Da starb der Mann auf der Stelle; seine Söhne aber theilten sich den großen Reichthum, und leben noch, wenn sie nicht gestorben sind.

5. Die schwarze Jungfrau.

Wo war's? wo war's nicht? irgendwo in der Welt war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne, die giengen oft ja-gen, und jeden Tag trafen sie auf einen alten grauen Mann, der schickte sie die Welt sehen, und sagte, er wäre zu ihnen geschickt, damit sie auf Reisen giengen und sich die Welt besähen. Da sagten sie zum Könige ihrem Vater, sie wollten auf Reisen gehen; aber der König erlaubte es nicht.

Wieder trafen sie auf der Jagd mit dem alten grauen Manne zusammen, der sagte ihnen, sie sollten gehen sich die Welt besehen, sonst wäre es schlecht von ihnen, wenn sie nicht giengen, weil er an sie geschickt wäre. Da machten sich die zwölf Königs söhne zurecht und auf den Weg. Wie es Abend wurde, waren sie gerade in einem Walde! Da fanden sie ein Schloß, da giengen sie hinein zum Nachtquartier, und da waren zwölf Zimmer und eine Tafel mit zwölf Bedecken, auch für zwölf Pferde Stal-lung. Da banden sie ihre Kasse an und giengen ins Schloß hin-ein, dann aßen sie Abendbrot und nachher legte sich jeder in sei-nem Schlafzimmer in ein Bett, das war eben erst gemacht. Auch die Pferde fanden reichlich Heu und Haber zu fressen und zu sau-fen. In der Nacht hörte der älteste Königs söhn auf einmal vor dem Schlosse seinen Namen rufen: er möchte doch herauskom-men. Da gieng er denn hinaus, da war die schwarze Jungfrau vor dem Schlosse und sagte zu ihm „wir sind zwölf Schwe- stern und sind verwünscht; wir können nicht eher wieder frei werden, als bis zwölf Königs söhne hier im Schlosse sieben Jahre, sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage und sieben

Stunden geblieben sind; so lange dürfen sie zu keinem Vergnügen gehen, nicht heirathen — überhaupt nicht aus dem Schlosse gehen; Essen und Trinken für sich und ihre Pferde finden sie hier wie es sich für Fürsten schickt.“

Da verschwand die Jungfrau. Der älteste Königssohn gieng nun hinein und sagte seinen andern Brüdern, was die schwarze Jungfrau zu ihm gesagt hatte. Am Morgen standen sie auf; die elf Brüder giengen heraus aus dem Schlosse, weil sie nicht da bleiben wollten und keine Lust hatten so lange Einsiedler zu bleiben, nur der Älteste blieb drin. Aber sie waren noch nicht aus dem Walde heraus, da kamen ihnen elf Wölfe entgegen, ließen sie nicht weiter und sie mußten wieder ins Schloß umkehren. Nun hatten sie aber für sich keine Lebensmittel und für ihre Rosse auch nicht, weil sie das Gebot übertreten hatten; da gab der Älteste den Andern von seinem Essen. Am andern Morgen machten sie sich wieder auf, das Schloß im Stich zu lassen; so wie sie aber vor dem Schlosse sich zu Pferde gesetzt hatten, wurden sie zu Stein, die elf Ställe aber stürzten ein. So blieb der Älteste allein dort und fand jeden Tag für sich und sein Pferd, was er brauchte. Die schwarze Jungfrau kam nun jeden Tag und besuchte ihn.

Wie nun die bestimmte Zeit schon nahe war, kam einmal die schwarze Jungfrau zu ihm. „Nun Johann“ sagte sie zu ihm, „diese Nacht werden die Geister zu dir kommen in Gestalt deiner elf Brüder; sie werden mit dir schwagen und spielen und dich einladen mit ihnen heimzukommen, um dich da wegzufügen: da sprich du kein Wort. Hilft das nichts, so werden sie dich stoßen und schlagen und quälen: sprich du aber nichts.“ Auf einmal kamen die Geister, trieben Pöffen und lachten, er aber lachte nicht; sie stießen und schlugen ihn; er sprach kein Wort. Am

Morgen kam die schwarze Jungfrau. „Nun, Johann“ sagte sie „wie geht's?“ Dann bestrich sie ihn mit einer Salbe, da wurde der Königssohn sieben mal schöner als er vorher war.

Am andern Abend kam die schwarze Jungfrau wieder zu ihm, und sagte ihm „die Geister werden kommen in Gestalt deiner Eltern, sie werden mit dir schwagen — sprich du aber nicht; dann werden sie dich wieder quälen und gar aufhängen — sprich aber auch da nicht.“ So geschah's denn: Abends kamen die Geister und sprachen mit Johann, der sagte aber nichts; sie stießen und schlugen ihn, schleppten ihn vor's Schloß und hängten ihn auf. Am Morgen holte ihn die schwarze Jungfrau vom Galgen herunter und bestrich ihn mit der Salbe, da wurde er wieder siebenmal schöner. — Du hast dich wacker gehalten“ sagte die schwarze Jungfrau, „nun sind wir alle zwölf schon zur Hälfte weiß. Noch eine Nacht ist übrig; wenn du die auch überstehst, dann werden wir ganz weiß, dann erlösest du uns alle. In der nächsten Nacht kommen die Geister wieder in den Gestalten deiner Eltern, Brüder und aller andern Verwandten; stoßen, schlagen und quälen dich — sprich du aber nichts; sie thun dich in einen feurigen Sarg, brennen dich zu Pulver — sprich du auch da nichts.“ In der Nacht kamen nun die Geister, quälten und folterten ihn hin und her, konnten aber kein Wort aus ihm herausbringen; dann thaten sie ihn in einen feurigen Sarg, machten unter ihm Feuer an und stachen ihn mit Nadeln — aber er sprach nicht; dann brannten sie ihn zu Pulver, trugen's hinaus vor's Schloß und traten es in den Koth. Am Morgen kam die schwarze Jungfrau, suchte das Pulver zusammen und bestrich ihn wieder mit Salbe; da wurde der Königssohn siebenmal so schön wie vorher, und sie sagte zu ihm:

„Nun sind wir schon ganz weiß, Johann, du hast uns er-

löst. Nun wollen wir gleich in meine Stadt gehen, in die schwarze Stadt, aber erst muß ich noch allerlei ordnen; du kannst verangehen, ich werde dir gleich nachkommen. Jetzt wenn du unterwegs bist, so wird dich ein sehr hübsches Mädchen anreden, mit dir scherzen und lachen; sprich aber nichts zu ihr, wende dich lieber von ihr weg. Dann triffst du einen sehr reich besetzten Tisch: strecke die Hand nicht nach ihm aus und sieh ihn auch nicht an." Johannes gieng, und wie er in einen Wald kam, redete ihn ein allerliebstes hübsches Mädchen an „wo gehst du hin? wo bist du gewesen? steig doch ab und komm hier zu mir herein in mein Häuschen." So lockte sie ihn mit tausend und abertausend süßen Worten, wie sie sie nur sich ausdenken konnte; aber Johannes gieng vorbei. Hernach kam er an den reichgedeckten Tisch mitten auf dem Wege; wie er den aber betrachtete, konnte er sich nicht halten und steckte ein Schnipschen von dem Weizenbrot, das darauf lag, in den Mund: gleich stürzte er vom Pferde und schloß mitten auf dem Wege ein. Eine kleine Weile nachher kommt die schwarze Jungfrau in der Glaskutsche, sieht den Johannes auf dem Boden liegen und kann ihn nicht wach kriegen. Da schreibt sie auf seinen Säbel „wenn du aufwachst, so geh wieder nach Hause und suche in den elf eingefallenen Ställen die Eisenzwecke, die schneide mit deinem Säbel durch, dann komm mir nach. Bald findest du am rothen Meere einen ungeheuer großen Mann, der muß dich durchs Meer tragen. Wenn du drüber bist, so sag ihm, dein Goldring wäre ins Meer gefallen, er möcht' ihn herausholen; und wenn er ihn dann sucht, so stoß ihn mit dem Gesicht ins Meer. Hernach findest du den dreispizigen Glasberg, da wird dich ein bockspannenlanger Mann anreden, sag aber nichts zu ihm, und dann packt er dich und schleudert dich mit samt deinem Pferde über die Glasberge

weg, daß du auf den dritten herunterfällst, da ist aber grade die schwarze Burg, da wirst du mich finden."

Am Abend wie Johannes aufwacht sieht er gleich was auf seinen Säbel geschrieben ist. Er steigt zu Pferde und reitet zu den eingefallnen Ställen. Da suchte er die Eisenzwecke, zerhieb sie mit seinem Säbel und machte sich auf den Weg. Wie er an's rothe Meer kam, setzte ihn ein ungeheuer großer Mann über. Wie sie drüben waren, sagte Johannes zu ihm „mein Ring ist mir ins Meer gefallen, hol' ihn mir doch heraus,“ Wie er sich bückt und sucht, stößt er ihn mit dem Gesicht ins Meer. Da



sagte der ungeheuer große Mann „das hast du gut gemacht, du Hund; sonst hättest du sterben müssen, wenn du auch tausend Seelen hast.“ Nun gieng er in eine kleine Hütte am Meeresstrande, da wohnte eine sehr alte Frau drin. „Guten Tag, alt Mütterchen!“ „Willkommen, du Hund!“ antwortete die alte Frau, das hast du gut gemacht, daß du mich deine Mutter genannt hast; sonst hättest du sterben müssen, wenn du auch tausend Seelen hast: denn du hast meine Tochter getötet“ nämlich wie er die Eisenzwecke in der verfallenen Mauer zerhieb. Wiederum machte sich Johannes auf den Weg und kam an den Glasberg mit den drei Spitzen; da war ein hochspannent langer Mann, der sprang und tänzte und sang und rief Johann an. Der achtete aber gar nicht auf ihn. Da wurde er schrecklich giftig, packte ihn und schleuderte ihn mitsamt seinem Pferde über die Glasberge grade in die schwarze Burg. Da suchte er gleich nach der schwarzen Jungfrau und fand sie mit ihren elf Schwestern, die waren nun ganz weiß und nicht mehr schwarz. Da riefen sie alles zusammen, Priester und Rothmantel und Schwarzmantel, und es war eine große Hochzeit: sie leben noch, wenn sie nicht gestorben sind.

6. Die verwünschte Königstochter auf dem Glasberge.

Es war einmal eine verwitwete Königin, die hatte Befehl gegeben: wenn einer aus ihrem Heere zehn Schritte verlief oder soviel hinter ihm zurückbliebe, sollte er auf der Stelle erschossen werden. Nun konnte sich einmal ein grüner Dragoner vor Müdigkeit nicht mehr weiter schleppen und mußte zurückbleiben; freilich ließ er's dabei auf die Strafe ankommen. Er stieg also ab

und blieb da seine sieben und siebenzig Jahre sitzen. Unterdeß stieß die Königinwitwe mit ihrem Heere auf den Feind und wurde so vollständig geschlagen, daß sie auch aus ihrer Hauptstadt vertrieben wurde. Nun hatte die Königin eine sehr schöne Tochter, da verwünschte sie die mitsamt ihrem königlichen Schlosse, daß niemand zu ihr kommen könnte, der nicht erst drei schwere Proben bestanden hätte. —

Der arme Dragoner also kam erst nach sieben und siebenzig Jahren wieder zu sich und wanderte auf die Hauptstadt der Königin los, die verwünscht war; da gieng er in eine Schenke und forderte ein Maßel Wein für sich. Nun wollt' er bezahlen, und er hatte auch Geld, aber kein andres als die Löhnung die er bekommen hatte wie sie in den Krieg zogen; darum galt das jetzt nicht mehr. Da sagte der Kretschmer „das Geld gilt nicht mehr hier zu Lande; das ist ja Geld von der Königin die vor sieben und siebenzig Jahren ihr Land verloren hat.“ Nun erzählt' ihm der Wirt weiter, wie die Prinzessin wäre verwünscht worden mitsamt ihrer Residenz, und sagte zu dem Dragoner: er wäre ein erfahrner tüchtiger Kerl (denn der hatte ihm gesagt, wie's ihm gegangen war), darum sollte er sein Glück probiren und sie befreien. Der Dragoner ließ sich auch drauf ein und gieng in's Schloß; und wie er so aus einer Stube in die andere gieng, kam ihm auf einmal die verwünschte Jungfrau entgegen in einem schwarzen Bärenpelze, und redete ihn an: was er denn suchte; ob er nicht wüßte, daß die härteste Strafe darauf stünde hinter dem Heere zurückzubleiben. Der Dragoner antwortete: er hätte sich verirrt. „Nun dann bleib nur hier“ sagte die Prinzessin drauf, „und wenn du drei Nächte aushalten willst, so befreist du mich und bekommst mein Reich und meine Hand.“ Das nahm der Dragoner an, und die Prinzessin verschwand. Als bald erschienen

dort allerlei Speisen auf dem Tische, ohne daß er in der Küche Feuer gefunden oder gesehen hätte, wer sie brachte. Alles was er sich nur dachte, daß er's haben möchte, geschah gleich nach seinem Willen; und so gieng ihm der Tag herum. Nun kam die Abendzeit: auf einmal tritt die Prinzessin wieder herein, bringt ein Licht, ein Buch und ein schwarzes Tuch, legt's vor ihn hin und sagt „ich bitte dich nur erschrick vor nichts, fürchte dich vor gar nichts; zünde das Licht an, und hier hast du ein Buch, darin lies; sieh niemanden an, wer auch hereinkommt, und sprich nicht mit ihm.“ Nun gieng die Königstochter wieder weg, der Dragoner blieb allein, zündete das Licht an, nahm das Buch vor und fing an zu lesen.

So kam elf Uhr heran: da kamen allerlei Leute herein, einer immer schöner angezogen als der andere, er aber sah gar nicht auf sie. Sie fragten ihn fortwährend was er hier wollte, aber er antwortete nicht. Da sagte einer „ach was redst du noch lange mit ihm? pack ihn und wirf ihn mir zu.“ Und so warfen sie ihn einer dem andern zu; auf einmal schlug's zwölf, da giengen alle weg und der Dragoner blieb allein, aber er konnte sich kaum noch rühren. Am Morgen kam die Königstochter in einem ganz rothen Kleide und bestrich ihn mit einer Salbe: da that ihm kein Finger mehr weh. Dann sagte die Königstochter zu ihm „nun hast du schon Eine Nacht glücklich ausgehalten, bestche nun auch die beiden andern; fürchte dich nicht, sie mögen mit dir machen was sie wollen: ich will dich schon wieder gesund machen.“ Die Königstochter gieng nun fort; der Dragoner fand wieder Essen und Trinken, alles nach seinen Wünschen; er spazierte von einer Stube in die andre und brachte so den Tag herum. Wieder kam die zweite Nacht, die Prinzessin trat ein, brachte ihm Licht und Buch und ein rothes Tuch, legt' es vor den Dragoner hin und

sagte wie Tags zuvor: er möchte das Licht anzünden, in dem Buche lesen, und keinem antworten, möchte kommen und fragen wer da wollte; er möchte nur immerfort in dem Buche lesen. Da nahm sich der Dragoner fest vor, es möchte kommen was da wollte, er wollte die beiden Nächte auch noch aushalten.

Wie es elf schlug, kamen sie mit großem Gepolter ins Schloß herein, daß die Wände zitterten. Gleich zuerst, wie sie hereinkamen, sagten sie „i seht ma! ist der Dragoner wieder da!“ Nun fragten sie ihn allerlei, was er hier wollte, er aber laß immer fort; dann wollten sie ihn zum Sprechen zwingen, packten ihn und rissen ihn hinter dem Tische vor und schnitten ihm Riemen aus seinem Rücken. Wie sie den vierten Riemen anfügten, hob die Glocke aus zwölf zu schlagen; da ließen sie ihn liegen. Der Dragoner konnte sich vor Schmerzen nicht mehr aufrichten und blieb bis an den Morgen auf dem Flecke liegen, wo sie ihn so gequält hatten. Da kam die Königstochter wieder in einem himmelblauen Kleide, umarmte den Dragoner, bestrich ihn mit der Salbe und machte ihn wieder gesund. Dann bat ihn die Königstochter, er möchte noch die eine Nacht aushalten, dann würde es ihm sein Leben lang gut gehen. Das versprach der Dragoner, da ließ ihn die Königstochter wieder allein, und er brachte den Tag mit Essen und Trinken und Wohlleben hin. Wieder wurde es Abend: da kam die Prinzessin, brachte Licht, Buch und ein blaues Tuch mit und bat ihn, er möchte es nur ebenso wieder machen, wie in den beiden ersten Nächten: das Licht anzünden und in dem Buche lesen und zu keinem ein Wort sprechen. Der Dragoner sagte, das würde er alles halten; dann gieng die Prinzessin wieder weg.

Wieder schlug's elf: dießmal kam's unter noch viel ärgerem Gepolter ins Schloß, aber der Dragoner kümmerte sich um nichts.

Nun kamen sie in die Stube wo er war, schwärmten drin herum und sagten er sollte sich aus dem Staube machen, was er denn hier zu suchen hätte! Der Dragoner hörte alles recht gut was sie fragten, aber er antwortete nichts; dann sagten sie „wir wollen ihn packen; er will hier gern den großen Herrn spielen.“ Da packten sie ihn, und schleppten ihn in die Küche, wo ein gewaltiges Feuer brannte und der Bratspieß bereitstand. Nun faßten sie ihn und steckten den ganzen Menschen an den Bratspieß, brien und wendeten ihn am Spieße, bis es zwölf schlug — da verschwanden sie auf der Stelle. Gleich kam auch die Prinzessin, die nun von der Verwünschung erlöst war, nahm ihren Befreier vom Feuer und vom Spieße: aber der Dragoner war fast wie tot. Da bestrich ihn die Prinzessin wieder, da wurde er auch gleich besser, aber drei Tage lag er doch noch im Bette, erst da that ihm nichts mehr weh. Nun lebten sie zusammen als Eheleute, nur daß sie nicht ordentlich getraut worden waren; so verging ihnen eine Woche nach der andern, endlich sagte die Prinzessin: „lieber Mann! ich bin schon so lange nicht in der Kirche gewesen, wir wollen doch dort in die Stadt und in die Kirche gehen.“ Sagte der Dragoner „ich bin's zufrieden, liebe Frau.“ So giengen sie denn zur Kirche und kehrten dort in einem großen Gasthause ein; da war aber eine abscheuliche alte Wirtin, die beneidete den Dragoner um sein großes Glück, daß er nun wie ein König lebte, weil er die verwünschte Prinzessin befreit hatte. Darum sagte sie zu dem Dragoner seinem Diener „komm mal her, mein Sohn, und nimm hier das Goldstück, dafür will ich weiter nichts, als daß du die Nadel hier deinem Herrn ins Kleid steckst.“ Der Diener dachte, dadurch könnte man seinem Herrn auf keinerlei Weise schaden, und versprach's und that's auch. Am andern Tage wie's Zeit war zogen sich alle beide an, der König

der früher ein Dragoner war, und die Prinzessin; ehe sie aber noch fortgiengen, sagte die Prinzessin „hör lieb Herz, nun gib Acht, daß du nicht einschläfst; denn wenn du einschläfst, so mußt du ohne mich leben.“ Nun giengen sie in die Kirche, und wie sie hineingetreten waren, setzten sie sich neben einander. Da wurde aber der König, der früher ein Dragoner war, gleich ganz schläfrig, sowie der Gottesdienst anfieng; die Prinzessin stieß ihn fortwährend an und zupfte ihn, aber es half alles nichts. Wie der Gottesdienst zu Ende war und sie aus der Kirche heimgiengen, sagte die Prinzessin „ich hab' es dir gesagt, du möchtest nicht einschlafen, weil du sonst ohne mich bleiben würdest; nun wollen wir noch zweimal in die Kirche gehen, nimm dich in Acht, daß du nicht einschläfst, denn wenn du einschläfst, weißt du, so kann ich nicht mehr bei dir bleiben.“ Der König hätte gern den ganzen Tag und die ganze Nacht vorher geschlafen, damit er nur in der Kirche wach bliebe, aber nun kam ihm durchaus kein Schlaf.

Am nächsten Tage giengen sie wieder in die Kirche, und so wie sie sich in den Stuhl gesetzt hatten, nickte er ein; die Prinzessin stieß ihn wer weiß wie oft an, aber es half alles nichts. Wie der Gottesdienst aus war, giengen sie heim; da sagte die Prinzessin traurig „nun seh' ich, daß du nicht bei mir bleiben sollst, denn du kannst dich ja nicht vom Schlaf erhalten.“ Dem Könige gieng das sehr zu Herzen, und er weinte, daß er nach so vielen Leiden mit der Prinzessin doch nicht glücklich sein sollte. Sprach die Prinzessin „noch ein Tag ist übrig, das ist noch Eine Probe, darum gehen wir noch Ein mal in die Kirche; schläfst du aber auch da ein wie die beiden ersten Male, so wirst du mich nie mehr sehen.“ Da schluchzte der König sehr; er konnte gar nicht

begreifen, was ihm nur war, daß er allemal so schläfrig war, wenn er in der Kirche sein mußte.

Nun giengen die Beiden zum dritten Male hin; der König nahm sich recht zusammen, aber das war alles umsonst: so wie sie sich in den Stuhl setzten, schlief er so fest ein, daß sie ihn mit Mühe aufwecken konnte, als der Gottesdienst aus war. Nun kamen sie aus der Kirche, da fiel die Prinzessin dem Könige weinend um den Hals, dankte ihm für ihre Erlösung aus der Verzauberung, und weinte bitterlich: „nun kann ich nicht länger bei dir bleiben“ sagte sie, und damit verschwand sie. Dem Könige liefen die Thränen über die Backen, wie er's nun deutlich vor Augen sah, daß er sein Lieb verloren, um das er so viel ausgestanden. Er gieng mit seinem Diener wieder nach Hause in den Kretscham und weinte auf seiner Stube sich aus. Dem Diener fiel das nicht ein, daß er mit seiner Nadel an allem Schuld wäre; die alte Heye aber sprang deckenhoch vor Freude. Was sollte der König nun machen? Er gieng wieder heim, das heißt in die königliche Hauptstadt, und erzählte dort, wie die ganze Geschichte gekommen war. Da bedauerten ihn die Großen seines Landes sehr und suchten ihn zu trösten, aber alles umsonst; die meiste Zeit brachte er ganz einsam für sich zu, und nur wenn er spazieren gieng, nahm er jenen jungen Diener mit, der dem Könige die Stecknadel ins Kleid gesteckt hatte, und den der König am liebsten um sich hatte. So giengen sie einmal zur Tageszeit in den großen Wald vor der Stadt spazieren, und der König war immer traurig. Nun war in dem Walde ein großes Wirtshaus, weil die Landstraße da vorbei gieng: da fehrte der König ein. Nun saßen gerade drei fahrende Schüler da; die erkannten den König, und wie sie sahen daß er so traurig war, faßten sie sich ein Herz und redeten ihn an „Großmächtigster König, was

kann Eurer Majestät so großen Kummer bereiten?“ Antwortete der König „wenn ich's euch auch sage, meine Jungen: ihr könnt mir doch nicht helfen.“ „„Vielleicht können wir doch helfen, wenn's uns Eure Majestät nur erzählt.““ Da erzählte ihnen denn der König, wie er die verzauberte Prinzessin erlöst hätte, wie sie in die Kirche gegangen und er immer eingeschlafen wäre, und wie er gar nicht begreifen konnte, wie das immer kam. Die Prinzessin hätte ihn genug gewarnt, er sollte nicht einschlafen; weil er sie sonst verlieren würde. Da fieng der König wieder an zu weinen, die fahrenden Schüler aber sagten „In Eurer Majestät Kleide muß eine Schlafnadel stecken, diese ist die Ursache des Einschlafens gewesen,“ (mit dem gieng einer von den Schülern hin und zog die Nadel heraus und warf sie weg) „aber Eure Majestät kann sie nur von der alten Wirtin bekommen haben, in dem Wirtshause, wo Eure Majestät mit der Prinzessin abgestiegen war. Wenn aber Eure Majestät die Prinzessin bald wiederzufinden und zu Ihrer Gemahlin zu machen wünscht, so geben wir folgenden Rath: verschaffe sich Eure Majestät sobald als möglich woher's auch ist ein schwarzes Pferd an dem auch kein Fleckchen und kein Häserchen weiß ist, und gieße sich eine goldne Kugel: denn mit etwas anderem kann man die alte Frau nicht töten als mit einer goldnen Kugel, und so lange die alte Wirtin lebt, kann Eure Majestät nicht glücklich und unangefochten bleiben.“ Der König merkte sich ihren Rath ganz genau, jene aber fuhren fort „wenn der Rappe da ist, so verschaffe sich Eure Majestät schwarzes Sattelzeug, desgleichen eine ganz schwarze Rüstung für Eure Majestät, lade die Kugel in eine Pistole und gehe in jenes Wirtshaus zu der alten Wirtin; die wird jetzt sehr freundlich thun, Eure Majestät sehe aber nur einmal in die Stube hinein, ohne das Pferd draußen anzubinden, und wenn

Gure Majestät aus der Stube wieder herausgeht, wird die alte Frau hinterher gehen; sobald sie nun hinter Gurer Majestät hergeht, halte Gure Majestät das Pferd bereit, drehe sich um, schieße auf sie, springe dann zu Pferde und lasse es rennen bis es von selbst stehen bleibt, ohne sich einmal umzusehen.“ Das that nun der König auch. Er bestieg das Pferd und ritt zu der Wirtin; wie er in die Stube trat, drehte er sich gleich wieder um, die Wirtin hinter ihm drein; dann griff der König nach seiner Pistole, schoß auf sie, setzte sich dann aufs Pferd und ließ es laufen wohin es wollte. Das Pferd brachte ihn in einer halben Stunde wohlbehalten bis ans Meer, und blieb da vor einer Hütte



stehen. Darin wohnte der Wächter der halben Welt. Den grüßte der König und sagte „guten Abend, alter Vater!“ Antwortete der Alte „guten Abend, mein Sohn! steig ab und komm ein bischen herein!“ Der König that, was der Alte gesagt hatte und trat in die Hütte: der Alte trug nun auf, was er hatte. Nun erst fragte er, wer er wäre und wohin er wollte. Da erzählte der König, wie es ihm gegangen war, wie er Dragoner

war und wie er die Prinzessin erlöst hätte und wie er sie verloren hätte durch die Künste eines alten Weibes; zuletzt fragte er den Alten, ob er ihm etwas von ihr sagen könnte. „Mein Sohn“ sagte der Alte, „ich weiß nichts von ihr, denn hier an der Grenze wo ich Wächter bin ist gar nichts zu erfahren, ich komme am Tage oft nur eine Viertelstunde herum; aber auf der andern Seite des Meeres ist mein Bruder Wächter für die andre Hälfte,

da wirst du sie sicher finden, denn da wohnt ein alter König, der hat keine Kinder, zu dem gehen gewöhnlich alle solche unglücklichen Personen und Männer; drum rath' ich dir: geh ans Meeresufer, da wirst du eine Menge Rähne finden — einen immer schöner wie den andern; setz dich aber in keinen von ihnen, denn wenn du's thätest, so wäre's zu deinem Tode; geh vielmehr so weit, bis du einen alten schlechten Rahn findest, der zur Hälfte voll Wasser steht; setz dich kühn hinein, der wird dich ohne allen Schaden übersetzen."

Da bedankte sich der König schön bei dem Alten für seinen guten Rath, und nahm Abschied von ihm. Er gieng an den Strand, da luden sie ihn von allen Seiten ein, in ihre schönen Rähne zu steigen, der König aber folgte dem Alten und gieng so lange bis er die halbverfaulte Gondel fand; in die setzte er sich ohne Bange und wurde so schnell ans andere Ufer gesetzt. Nicht weit vom Strande stand eine Hütte, in die gieng er, grüßte und sagte „guten Tag, alter Vater!“ „Willkommen, mein Sohn“ antwortete der; „ich weiß wol wo du hinwillst: du suchst deine Frau. Sie ist auch hier in meinem Gebiete, aber in dem Schlosse auf dem Glasberge. Der König, mein Sohn, hat sie schon verheirathen wollen, aber sie hat gesagt, man müsse sie erst durch drei Proben von ihrem Fluche erlösen; die drei Proben muß der ausführen, der mich heirathen will. Der König ließ sich das gefallen und die Prinzessin wohnt nun in dem Schlosse auf dem Glasberge; wer dahinan sprengt und die drei Geschenke, die sie bestimmt, durch die Proben erwirbt, den will sie zum Manne nehmen. Nun sind so viele gekommen, Könige und Fürsten aller Art, und haben's probiert, weil ihre Schönheit so außerordentlich ist, darum haben sie Alle in ihr Herz geschlossen, aber nun wissen sie nicht, wie man's machen soll, dahinauf zu

sprenge, die Geschenke zu gewinnen und die Princessin zu verdienen. Nun sag, mein Sohn, hast du Geld mit?" „Ja das hab' ich freilich nicht, alter Vater!" „Nun wenn du auch keins hast, ich habe doch genug; nimm dir nur eine ordentliche Hand voll Goldstücke und geh in die Stadt — jetzt ist grade Markt, da such dir einen Rappen aus, der keinen weißen Fleck hat, und laß dir eine ganz schwarze Rüstung machen und deinem Pferde schwarzes Sattelzeug und beschlag es mit goldnen Hufeisen und Demantnägeln. Wenn das alles fertig ist, dann komm mal her und laß mich mal ansehen." Nun machte der König, daß er das alles recht schnell kriegte, und sowie ers hatte, gieng er hinaus zu des Vaters seiner Hütte und sagte „nun, alter Vater, ist so alles recht?" „„Ganz recht und schön, mein Sohn; nun geh du nur unten an den Glasberg, dort bemühen sich schon eine ganze Menge vornehme Herren hinaufzusprengen; aber so gescheit ist keiner, daß er sein Pferd mit einem goldnen Hufeisen und Demantnägeln beschlagen ließe. Bist du nun dort, so warte ruhig bis die Reihe an dich kommt; du kannst sicher sein, daß dein Pferd hinaufsprengt und du den ersten Preis gewinnst, das ist ein kostbares goldgesticktes Tuch; der zweite ist dann ein goldner Apfel, der dritte der Ring der Princessin."“ Nun ritt der König hin, und sah wie viele sich dort abquälten und doch alles umsonst. Nun war die Reihe auch an ihm, da sprengte er so leicht hinauf, daß er mit hundert Sprüngen oben auf dem Berge war. Die Princessin erkannte ihn auf der Stelle und drückte ihn an ihr Herz. Er aber faßte das Tuch, sprengte wieder herunter, und mit Einem Sage weit über die Untenstehenden weg. Nun hatte aber der König ernstlich Befehl gegeben: wer einen Preis erlangt hatte, sollte selber vor ihn kommen; er aber gieng nicht erst zum Könige, sondern gleich zu dem Vatern in seine Hütte.

Wie er hinkam, fragte ihn der Alte gleich „nun, mein Sohne ist die Probe gut abgelaufen?“ „„Ja wol, alter Vater!““ antwortete der König. „Aber nun übermorgen darfst du nicht in demselben Kleide wieder hingehn, mein Sohn, denn sonst kennen sie dich; geh du lieber erst in die Stadt und käufe dir ein ganz gelbes Kleid, ein gelbes Pferd und ganz gelbes Sattelzeug fürs Pferd, daß alles von gleicher Farbe ist.“ Der König kaufte sich wieder was ihm der Alte gerathen hatte, und wie alles fertig war, gieng er und zeigt es dem alten Wächter; der aber fand alles vortrefflich: „dießmal aber“ sagt er zu ihm, „wenn du hinkommst, warte nicht erst bis die Reihe an dich kommt; spreng nur drauf los, aber daß dein Pferd mit den goldnen Hufeisen und den Demantnägeln beschlagen ist!“

Nun ritt der König hin; der andre König aber, der dort herrschte, hatte es sehr übel genommen, daß der sich nicht vor ihm gezeigt hatte der das goldgestickte Schnupftuch gewonnen hatte; darum war heute seine halbe Armee um das Schloß herum aufgestellt, um ihn zu greifen. Wie nun der König auf gelbem Pferde in gelber Rüstung kam, wartete er nicht lange, sprengte hinauf und gewann den goldnen Apfel; dann küßte er die Prinzessin, sprengte mit seinem Rosse mitten durch das Heer durch und trieb sie auseinander. Vergebens schalt der alte König. Wie er zu dem alten Wächter kam, fragte er gleich, „nun, mein Sohn, haben sie dich gefriegt?“ „„Beinah, alter Vater!““ „Aber jetzt müssen wirs wieder anders anfangen. Geh in die Stadt, nimm einen ganz weißen Hengst, weißes Sattelzeug und für dich weiße Rüstung, das Pferd aber beschlägst du wieder mit goldnen Hufeisen und Demantnägeln.“

Nun gieng er nicht eher aus der Stadt, bis alles fertig war. Wie er alles hatte, setzte er sich zu Pferde, und zeigte sich dem

Alten. Der betrachtete ihn und sagte „schön, mein Sohn! gib nur acht, daß sie dich nicht kriegen!“ Dann ritt der König hin, und wie er ankam, wartete er nicht erst bis die Reih' an ihn kam, sondern gab dem Pferde die Sporen und sprengte hinaus, griff den goldnen Ring, küßte die Princessin und sprengte mit seinem



Pferde zurück, denn er dachte, es wären auch dießmal nur ebensoviel Krieger um die Burg herum; aber dießmal hatte der König doppelt so viel aufgestellt, und so kam es, daß er mit dem Pferde mitten in die Soldaten hineinsprang. Als dieß der König sah; suchte er freilich zu entkommen, aber wie er den Sprung wagte,

stach ihm ein Soldat seine Hellebarde grade in den Schenkel des Pferdes, und sie merkten, daß es verwundet war, denn so weit das Pferd durch sie gerannt war, sah man die Blutstropfen.

So kam er zu dem Alten, der rief ihm entgegen „ei gefriegt haben sie dich also nicht, aber verwundet?“ „„Ja, alter Vater.““ „Na komm her mein Sohn, ich will dich verbinden, ruh dich nur bei mir aus!“ Der alte König aber wurde schrecklich giftig, daß er nicht erfahren konnte, wer die Preise gewonnen hätte, und wem die Königstochter sein würde. „Nun mein Sohn“ sagte der alte Wächter, „weißt du jetzt was du machen sollst?“ „„Nein alter Vater, das weiß ich wirklich nicht.““ „Nun zieh mal dieß Bettlerkleid an, mein Sohn, denn jetzt ist die Princessin nicht mehr in dem Schloß auf dem Glasberge sondern in der Stadt im königlichen Schloße. Dahin mußt du gehn in diesen Kleidern und einen Dienst suchen; sie werden dich gleich als Küchenjungen annehmen. Dann versteckst du deine Wunde; sobald du aber denkst die Princessin ahnt schon daß du's bist und will dich insgeheim sehen, dann verbinde deine Wunde mit dem Tuche das du bei der ersten Probe gewonnen hast; den Ring aber thu nur in die Tasse in der du ihr den Kaffee bringst; wenn sie dann trinkt so muß sie ihn am Munde spüren.“ Der König gieng hin, bat um einen Dienst bei Hofe und wurde richtig als Küchenjunge angenommen. Nun dachte er nur darauf wie er Gelegenheit fände den Ring in den Kaffee zu thun. Gleich am andern Tage früh morgens traf sich zum Glücke, daß der Koch ein dringendes Geschäft hatte wie er den Kaffee eingoß und nicht erst den Diener rufen konnte um ihn der Princessin zu bringen, sondern er befahl dem Küchenjungen er sollt' ihn ihr bringen. Da benutzte er denn die Gelegenheit gleich, that den Ring in den Kaffee, und bracht' ihn der Princessin. Wie die ihn umrührt, merkt sie, daß

der Löffel an etwas klappert; ſie ſieht nach, was drin ſein könnte, und entdeckt den Ring, den ſie bei der dritten Probe dem Ritter gegeben hatte. Gleich ruft ſie den Diener, es müſſe irgend ein Fremder am Hofe ſein. „Niemand anders“ ſagte der „als der Küchenjunge den wir geſtern angenommen haben.“ „„Nun““ ſagte die Princeſſin „ſo laß ihn gleich herein kommen.““ „Aber Durchlauchtige Princeſſin, er hat kein Kleid dazu; daß in dem er gekommen iſt, darin kann man ihn doch nicht hereinlaſſen.“ „„Ach geh und ſag's ihm nur, er ſoll kommen.““ Da ſagte's ihm der Diener, der Küchenjunge aber antwortete „ſie hat ja ebenſo weit hierher zu mir, wie ich zu ihr.“ Der Diener beſtellte das wieder; und der König, der als Küchenjunge in der Küche blieb, merkte daß die Princeſſin in den Saal der als Küche diente kommen wollte. Gleich band er ſeine Wunde los und verband ſie mit dem goldgeſtickten Tuche. Da erkannte ihn die Princeſſin auf der Stelle, daß es der war der ſie vom Zauber erlöst und die drei Proben vollbracht hatte. Sie ſagte nichts, gieng aber gleich zu dem alten Könige und erzählte ihm, der wäre es der ſie vom Zauber erlöst und die drei Proben vollbracht hätte, darum verdiente er ihr Gemahl zu werden. Da ließ der König auf der Stelle den Hofkaplan holen, und den König rufen und mit ihr trauen.

So lebten ſie ſchon ein Paar Monate zuſammen, da ſagte der alte König einmal beim Mittagſeßen „jezt nimm du die Regierung des Landes in deine Hand: ich bin ſchon alt und wünſche die Ruhe.“ Der König der früher Dragoner war antwortete „ich habe freilich ſchon mancherlei Thaten vollbracht, aber erſt geh' ich doch noch auf ein Jahr, etwas auszurichten.“ Seine Gemahlin und der alte König ſuchten ihn aus allen Kräften zurückzuhalten, aber ihr Bitten war umſonſt. Er nahm von beiden Abſchied,

wanderte lange ohn' Raß und Ruh, und kehrte endlich in ein Wirtshaus ein, da verlangte er zu eßen und zu trinken. Der Kretschmer rief auf der Stelle „Ignaz, bring Mittagbrot für den Herrn!“ Der antwortete „gleich“; dann bracht' er das Eßen; aber der König sah niemanden und fragte drum den Wirt, wer das wäre der das Eßen brächte. Das wäre sein Diener, sagte der. Da fragte der König, wie theuer er ihn wol verkaufen wollte; der antwortete „für dreihundert Dukaten. Die zählte ihm der König gleich auf, dann stund er vom Eßen auf und rief „komm Ignaz, wir wollen fort.“ Da gieng er mit ihm und sie schwagten miteinander, und wie's Abend wurde fanden sie eine Schenke wo viele Fuhrleute einkehrten; da sagte der König zu ihnen „guten Abend!“ Sie dankten ihm, und nun fragte er, ob sie ihm wol erlaubten mit ihnen zu übernachten. „Warum nicht?“ sagten die; da befahl der König gleich „bring Holz, Ignaz, und mach Feuer an!“ Die Krämer und Fuhrleute sahen aber niemand, der das Holz gebracht und Feuer angemacht hätte. Da sagte einer „Herr König, der Diener gefällt mir, wollen wir tauschen?“ „Ich habe einen Ranz“ sagte der Handelsmann, aus dem kann ich soviele Soldaten herausmarschieren lassen wie ich will, bis ich sage „sist genug.“ Gleich wurde die Probe gemacht, der machte seinen Ranz auf und sagte „marsch heraus!“ Da kamen viele Soldaten von allen Waffen heraus: Reiterei und Fußvolk — bis er sagte es wäre genug. Dann sagte er wieder „marsch hinein!“ Da marschierten sie alle hinein. Das gefiel dem Könige sehr, und sie tauschten mit einander; aber wie sie von einander Abschied nahmen, sagte der Handelsmann nicht „Ignaz, bleib bei mir!“ Wie nun der König mit seinem Ranz heimgieng, wurde er unterwegs hungrig und sagte „Ignaz, wärst du noch bei mir, dann möcht' ich wol was eßen, wenn du mir was brächtest?“ Da sagte

Ignaz „„ich bin ja hier.““ „Aber warum bist du denn nicht mit dem Handelsmann fortgegangen?“ „„Ja der hat ja nicht gesagt, daß ich bei ihm bleiben sollte, darum bin ich mit dir gekommen.““

So kamen sie wieder an die Königsstadt, da machte er seinen Ranzen auf und sagte „marsch heraus!“ Da kamen sie mit klingendem Spiele herausgezogen: Reiterei so gut wie Fußvolf. Da sagte er zum Ignaz „geh jetzt zum Könige und sag ihm, er möchte mal herkommen und meine Soldaten ansehen.“ Ignaz gieng zum Könige, trat in die Stube und sagte „der junge König läßt Eure Majestät bitten, einmal herauszukommen und seine Soldaten anzusehen: sie stehn draußen vor dem Thore.“ Der König sah niemanden der das hätte sagen können, darum sagt' er: er würde nicht kommen. Antwortete Ignaz „wenn Eure Majestät nicht von selber kommen, so trag' ich Sie hin.“ Da nahm er den alten König und trug ihn vors Thor. Wie die dort sahen, daß er den alten König brachte, fiengen alle Musikböre an zu spielen. Da sagte der alte König „höre mein Sohn, mein Reich ist nicht so gar groß; was wollen wir mit all dem Volke machen das wir da haben?“ „„O Majestät““ sagte jener, „„die brauchen nichts““; dann commandierte er „„marsch hinein!““ Da marschierten sie alle hinein. Da wunderte sich der alte König, dann aber giengen sie zusammen in die Stadt; der junge König übernahm die Regierung des Landes und lebte mit seiner Gemahlin in Ruh und Frieden.

7. Die verwandelten Kinder.

Es war einmal ein junger König, dem kam einmal an einem Abend ein so wunderlieblicher Apfelgeruch in die Nase, daß er gleich zu seinem Bedienten sagte „auf der Stelle holst du mir von dem

Apfel der so schön riecht, sonst laß' ich dich aufhängen ohne viel Federlesen.“ Der Bediente warf sich gleich aufs Pferd und zog durch sieben und aber sieben Länder, immer dem Apfeldufte nach, bis er endlich in den Garten kam in dem der schöne Apfel gewachsen war; da band er sein Pferd an und sprang über den Zaun.



Aber kaum hatte er ein Paar Äpfel abgepflückt, da kam ein gottiger alter Mann, packte ihn und wollte ihn fesseln. Der Bediente sagte ihm, er wollte ja nur seinem Könige ein Paar bringen, sonst ließe ihn der hängen. Da sagte der alte Mann „komm mit herein zu mir zu meiner alten Frau, die will ich erst fragen was ich machen soll, ob ich dir ein Paar Äpfel geben soll oder nicht.“ Nun giengen sie hin, aber

der Bediente blieb draußen auf der Diele und gieng nicht mit hinein, der Alte aber gieng hinein und erzählte seiner Frau die Geschichte; da fieng die schön an zu schimpfen. Nun hatte aber die Alte drei Töchter, von denen sagte die älteste „Papa, warum hast du ihm denn nicht ein Paar Äpfel gegeben? vielleicht nähme mich dann der König zur Frau; und wenn er das thäte, da wollt' ich ihm von einem Wocken Hanf ein Zelt weben, so groß, daß alle seine Soldaten drunter Platz hätten.“ Da sagte die mittelste „Und wenn er mich nähme, da wollt' ich ihm aus einem Weizenkorn einen Kuchen backen, daß alle seine Soldaten satt davon würden.“ Sagte die jüngste „Und wenn er mich nähme, da sollte er ein Paar allerliebste Zwillinge mit

goldigen Haaren bekommen, und der eine sollte einen Irrstern auf der Stirne haben, der andre eine Sonne, und einen goldnen Ring um den Arm alle beide.“ Alles das hörte der Bediente draußen im Hause und schrieb sich's genau auf. Dann kam der Alte wieder zu ihm heraus, gab ihm ein Paar Äpfel und schickte ihn damit fort: der Bediente setzte sich wieder zu Pferde und machte sich auf die Heimreise.

Wie er nach Hause kam, übergab er dem Könige die Äpfel, der aß sie aber nicht auf sondern biß nur hinein, da lachte er gleich laut auf; nun that er sie in seine Rocktaschen, jeden in eine, dann giengen sie auf die Jagd. Unterwegs konnte der König dem prächtigen Dufte wieder nicht widerstehen und biß hinein, aber er mußte wieder laut lachen. Nun wartete auch der Bediente nicht länger und übergab dem Könige was er sich auf der Diele des armen Mannes aufgeschrieben hatte. Sowie er's übergab, las es der König, da ließ er Jagd und alles im Stiche, spannte an und fuhr zu dem armen Manne. Dort angekommen sagte er zu dem größten Mädchen „ist das wahr, daß du gesagt hast: wenn ich dich nähme, so wolltest du mir aus einem Wocken Hauf ein Zelt weben, so groß, daß alle meine Soldaten drunter Platz hätten?“ „„Ja““ sagte das Mädchen, „„das ist wahr.““ Dann sagte er zur Zweiten „hast du wirklich gesagt: du wolltest mir aus einem Weizenkorn einen Kuchen backen, so groß, daß alle meine Soldaten davon satt werden sollten?“ „„Ja““ sagte das Mädchen, „„das hab' ich gesagt.““ Da fragte er zuletzt die Dritte „hast du wirklich gesagt: wenn ich dich nähme, sollte ich ein Paar allerliebste Zwillinge bekommen mit goldigen Haaren, und der eine sollte einen Irrstern auf der Stirne haben, der andre eine Sonne, und einen goldnen Ring am Arm alle beide?“ „„Ja““ sagte das Mädchen. Da umarmte und küßte sie der König, und nahm

sie zur Frau und sie ließen sich trauen, dann zogen sie zusammen in sein Schloß; die Hochzeit war aber noch nicht lange vorbei, da mußte der König in den Krieg ziehen, sie nahmen Abschied von einander und er zog fort.

An dem König seinem Hofe lebte eine alte Frau, die hatte auch eine Tochter und hätte sie gar zu gern dem Könige zur Frau gegeben. Wie nun der Königin ihre Zeit kam, machte ihr die Alte weis, es wäre so Sitte, daß die Wochen auf dem Dachboden abgehalten würden. So trugen sie denn die Königin auf den Dachboden und da genas sie von zwei goldhaarigen Kindern. Die Alte war gleich bei der Hand, erstickte die beiden Kinder und verscharrte das eine unter die Thürpfoste rechts, das andre links; der Königin aber schob sie ein Paar junge Hunde unter, denn ein alter Jagdhund im Stalle hatte grade auch geworfen. Dann schrieb sie dem Könige: seine Gemahlin hätte keine Kinder zur Welt gebracht, sondern ein Paar junge Hunde. Da kam der König eilends heim und schimpfte und mißhandelte sie, die Königin aber betete so lange bis er endlich schwieg. Nun gieng sie eines Tages unter das Thor wo ihre beiden Söhnchen vergraben lagen, und wie sie so laut aufseufzte wurde sie auf einmal zur Salzseule; der König nahm die Tochter der Alten zur Frau und bekam von der auch zwei Kinder.

Einmal sah der König zum Fenster heraus, da sah er in seinem Thore zwei goldne Birnbäume stehn; er wunderte sich sehr darüber, aber niemand konnte ihm sagen wo sie herkämen. So wie aber die Alte die Bäume sah, wußte sie gleich, daß sie beide aus den goldhaarigen Kindern gewachsen waren. Die Bäume wuchsen aber bald so hoch, daß man sie schon vom Nachbarlande aus sehen konnte; und nun ruhte die Alte nicht und setzte ihren Kopf drauf, sie wollte die beiden Bäume vom Könige umhauen lassen.

Darum brachte sie's ihrer Tochter bei, daß sie sich krank stellen und zum Könige sagen sollte: sie könnte nicht anders wieder gesund werden, als wenn sie in einem Bette schlief, das aus dem Holze der Birnbäume gezimmert wäre. Der König besucht seine Frau und findet sie sterbenskrank; er fragt sie was ihr fehlte, aber sie ist ganz von Sinnen; der König sieht sie so eine Weile an, auf einmal fährt sie stöhnend in die Höhe und sagt zum Könige „eben hab' ich geträumt: wenn du ließeß die beiden goldnen Birnbäume abhauen und mir drauß eine Bettstelle machen, daß ich drin schlief — nur so könnt' ich vielleicht gesund werden.“ Aber der König antwortete „das verstehst du nicht, die beiden goldnen Birnbäume laß' ich um die ganze Welt nicht abhauen, so gern hab' ich sie.“ Andern Tags gieng der König auf die Jagd, aber so wie er aus dem Hofe heraus war, hieb die Alte den einen Birnbaum um, machte eine Bettstelle daraus und legte ihre Tochter hinein. Da wurde der König sehr traurig, in seiner Traurigkeit hieb er auch den andern ab und machte daraus eine Bettstelle für sich selber. Am Abend legten sie sich zur Ruhe und schliefen ruhig bis zum Morgenrauen. Auf einmal fängt die Bettstelle in der die Königin lag an zu sprechen und sagt zur andern „geht's dir gut, Brüderchen?“ Da antwortete die andre „mir geht's ganz gut, grade so als wäre ich von neuem auf die Welt gekommen“; weil nämlich sein Vater in der Bettstelle schlief. Nun fragte die aber auch die erste „geht's dir gut?“ Da antwortete die in der die Königin lag „ach mir geht's so schlecht, daß, wenn ich noch eine Stunde die Tochter meiner Mörderin leiden muß — dann muß ich sterben.“

Die Alte schlief aber nicht und hörte alles mit an was sie sprachen. Sowie nun der König jagen gieng, hieb sie sie gleich klein und warf sie ins Feuer. Das Feuer prasselte gewaltig und

eine glühende Kohle sprang vor den Ofen auf den Hof, da fand sie eine alte Ziege und verschluckte sie. Nach einiger Zeit, wie sie gerade in der Küche war, warf sie ein Paar Zicklein mit goldigen Haaren. Der König hatte sehr großen Gefallen an den Thierchen und that sie in eine besondere Stube neben seine. Aber die Alte hatte keine Ruhe; sobald der König jagen gieng, lief sie in die Stube und erstach die beiden Zicklein mit den goldigen Haaren tot. Nun waren zwei Mägde auf dem Hofe, die mußten die Eingeweide der Thierchen in dem Bach der durch den Garten floss auswaschen, aber aus Unachtsamkeit ließen sie ein Stück dort liegen. Das sah eine alte Krähe und packte es mit dem Schnabel, dann flog sie damit auf die siebenundsiebzigste Insel im Weltmeere, da baute sie sich ein Nest und legte zwei goldne Eier hinein; wie die auskrochen, da machte sie große Augen, denn es waren zwei Kinder mit goldigen Haaren drin: das eine hatte einen Irstern auf der Stirne, das andere eine Sonne, und am Arme beide einen goldnen Ring. Die alte Krähe schickte sie nun in die Schule, und da lernten sie sieben Jahre lang bei einem alten Einsiedler der schon lange auf der Meeresinsel war. Wie nun die sieben Jahre um waren, da sagte die Krähe zu den beiden Knaben „nun kann ich euch nicht länger erhalten, nun geht zu eurem Vater, der ist ein großer König; bei dem wird's euch besser gehn.“ Sie unterrichtete sie noch ordentlich über alles, dann flog sie vor ihnen her und die beiden Söhnchen immer hinterdrein, bis sie ans Schloß ihres Vaters kamen; die Krähe sagte ihnen noch einmal wie sie sich benehmen sollten, dann kehrte sie um auf ihre Insel.

Die beiden Knaben giengen nun zum Könige, der fragte sie was sie bei ihm wollten, da sagten sie ihm alles was ihnen die Krähe gesagt hatte. Sie erzählten ihm, wie die Alte sie unter

den Thürpfosten vergraben hätte und die beiden Birnbäume drauß gewachsen wären; dann giengen sie ins Thor, und sprachen mit der Salzseule, die gab dem Könige auf alles Antwort: da wurde er sehr ergrimmt und ließ die Alte an den Schwanz eines wilden Fohlens binden und so zu Tode schleifen, seine beiden Söhne aber erzog er mit großer Sorgfalt und sie leben heut noch glücklich und zufrieden, wenn sie nicht gestorben sind.

8. Weißnitle.

In Skythenland wo die Ungarn her sind war einmal ein König, dem hatte seine Gemahlin ein Söhnchen geboren, das hieß Dani: aber in derselben Nacht, derselben Stunde und derselben Minute hatte auch eine Stute im Stalle ein Fohlen geworfen, und das Fohlen schenkte der König darum seinem Dani. Wie nun der Knabe so weit war daß er in die Schule gieng, lernte und schrieb er sehr fleißig; aber die Gewohnheit behielt er an sich: ehe er in die Schule gieng oder wenn er heimkam, war seine erste Sorge allemal sein Pferdchen zu besuchen und zu streicheln.

Nun mußte der König einmal plötzlich in den Krieg ziehen, da übergab er seine Gemahlin und sein Kind einem Seneschall. Aber der Seneschall schloß heimlich einen Bund mit der Königin; und weil die Frau sich vor der Klugheit des Kindes fürchtete, so mußte der Seneschall immer sehr vorsichtig zu ihr kommen, durfte aber vor dem Kinde sich gar nichts davon merken lassen. Weil sie sich aber doch gar zu viel in Acht nehmen mußten, faßten sie den Entschluß das Kind ganz aus der Welt zu schaffen, und

zwar so: Der Seneschall fragte die Königin „mein Herzenslieb, auf welche Art willst du denn dein Kind aus der Welt schaffen?“ Darauf gab sie zur Antwort „ich bin seine Mutter und weiß was er gern hat: nun steck' ich einen spitzen Dolch in sein Bett an die Seite; wenn er sich nun hinlegt, so liebkoß' ich ihn und streichle ihn, das kann er aber nicht leiden, dann dreht er sich herum und sticht sich so selber tot.“

Nun gieng der kleine Prinz sein Pferdchen besuchen und fand es sehr traurig; da fieng er von selber an und fragt'es „was fehlt dir denn, mein armes Thierchen?“ Aber weil das Pferd vor ihrem Kutscher nicht sprechen mochte, so ließ es nur den Kopf hängen und dachte bei sich: nach der Schule kommt er ja doch wieder zu mir. Sowie die Schule aus war, sprang auch Dani gleich wieder in den Stall, da war kein Kutscher und auch sonst keiner drin; da streichelte er sein Pferd wieder und fieng von neuem an zu sprechen „nun mein liebes Thierchen! was mag dir nur fehlen?“ Da fieng das Pferdchen auf einmal an zu sprechen „mir fehlt ganz und gar nichts!“ Da überließ's den kleinen Königssohn ganz kalt: „was? du kannst auch sprechen?“ „„O ja freilich! Hör nur warum ich so traure. Deine Mutter hält's mit dem Seneschall und die wollen dich aus der Welt haben““; und nun sagt' es ihm, wie er sich die Nacht halten sollte. Er gehorchte auch dem Pferdchen, zog sich gar nicht erst aus, legte sich nur aufs Kanapé und blieb so liegen bis an den Morgen. Ueber dieß Benehmen Danis erschrafen seine Verderber sehr, aber sie hielten wieder neuen Rath und überlegten, daß Dani die Süßigkeiten so gern hätte; darum machte seine Mutter allerlei Zuckerplätzchen für ihn, und grade an die schönsten that sie ein wenig Gift.

Am andern Tage wie er in die Schule gehn wollte besuchte er wieder sein Pferdchen, das sprach wieder und sagte „nun mein

kleiner Königssohn, sie haben dir nichts thun können, aber nimm dich nur heute noch in Acht!" und da sagte es ihm, er sollte keine Zuckerplätzchen essen. Wie er aus der Schule kam, gieng er wieder wie er's gewohnt war zu seinem Pferde, und das warnte ihn noch einmal. Er that denn auch danach: wie sie bei Tische saßen, aß er bloß ein bißchen Suppe und von dem nahrhaften Gemüse; wie sie ihm aber den Nachtschüssel vorsetzten, dankte er mit einem Handkusse, stand vom Tische auf und gieng fort. Da sagte der Seneschall zur Mutter „meine Herzenstraute! weißt du jetzt was wir thun müssen? Der König kommt dieser Tage heim, da stell dich krank, und sag ihm: du würdest nicht eher wieder gesund als bis du von Dani's Fohlen seiner Leber gezeuget hättest. Das ist an allem schuld, nicht des Kindes Klugheit; folg du meinem Rathe, dann wird's uns noch gelingen.“

So beriethen sie sich, und wie sie damit fertig waren, gieng der Seneschall in seine Wohnung; unterdessen kam auch der König heim. Die Königin klagte ihrem Gemahle gleich: sie wäre nicht recht wohl, und es würde nicht eher besser bis sie von des Fohlens Leber gezeuget. „Herzlich gern, meine Traute“ sagte der; „ich werd' es schlachten lassen und deinen Wunsch erfüllen; wart nur noch ein bißchen, bis Dani aus der Schule kommt; da mag er sich sein Fohlen zum letzten Male ansehen.“ Der König schellte nun, und wie der Diener kam, kam grade auch Dani wieder. Da gab er dem Diener seinen Auftrag und sagte zu Dani „wir müssen das kleine Fohlen deiner Mutter zuliebe schlachten.“ „Ja lieber Vater“ antwortete der Knabe; „wart nur noch ein bißchen, bis ich meine Reithosen angezogen habe.“ Nun war Dani so schlau und lief rasch hinunter zu seinem Pferde, das war auch sehr traurig und sagte zu ihm: er sollte seinen Vater um die Erlaubnis bitten, daß er noch zu guter Letzt dreimal rings um den Hof

reiten dürste; dann sollte er sich einen Becher Wein ausbitten, den sollte er auf seines Vaters Gesundheit austrinken, und aus Freude darüber, daß sie ihre Bosheit nicht ausführen könnten, auch auf die Gesundheit seiner Mutter und des Seneschalls. Dani that ganz wie das Pferd gesagt hatte; sobald er seine Reithosen angezogen hatte, kniete er vor seinen Vater hin, der erlaubte ihm seinen Wunsch und das Pferdchen ward gesattelt. Nun ritt er dreimal herum, dann nahm er den Becher Wein und trank seines Vaters Willkomm: „das trink' ich auf meines lieben Vaters Gesundheit, desgleichen auf die Gesundheit meiner Mutter und des Seneschalls ders mit ihr hält, darum daß sie ihren Plan mich zu morden nicht haben ausführen können.“ So wie er das gesagt hatte, sprengte das Pferd mit sammt Dani über das Schloß weg und trug ihn über sieben mal sieben Länder weg.

Als der König diese Abscheulichkeit hörte, ließ er den Seneschall gleich packen und viertheilen, seine Gemahlin aber warf er in den tiefsten Kerker. Aber Dani kam darum freilich nicht wieder, deswegen verzieh er ihr, weil er sie doch noch lieb hatte, und ließ sie wieder aus dem Gefängnis heraus.

Unterdeffen brachte das Pferd seinen Königssohn Dani wohlbehalten ins Land Britannia nach der Stadt London; da setzte es ihn ab auf einer Wiese und redete dergestalt zu ihm „lieber Herr, ich habe dich hier in dieß Land gebracht, auf daß du, wenn du meinem Rathe folgst, einmal hier König werden sollst.“ Das versprach er ihm. Da sagte das Pferdchen zu ihm „mögen sie dich fragen was sie wollen und wers auch ist — antworte du nie was anders als: weiß nicht.“ Hierauf gieng der Königssohn also hinein in die Stadt, da fragten ihn gleich ein Paar Leute „wer bist du?“ „„Weiß nicht““ antwortete er. „Wo kommst du denn her?“ „„Weiß nicht.““ So macht' ers überall, und wie er

ein Paar Tage in der Stadt war, da wußt' es auch schon der König, es wäre ein schmucker junger Bursche da, der sagte zu allem „weiß nicht.“ „„Schön“ sagte der König, „holt ihn her, der soll in meiner Küche mit aufwarten.“ Wie sie ihn geholt hatten, gefiel er dem Könige gleich, und er fragte ihn „wie heißt du?“ „„Weiß nicht““ war die Antwort. Da übergab er ihn dem Oberkoch mit dem Befehle, er sollte ihn nie schlagen, was er auch thäte. Nun hatten sie in der Küche die Gewohnheit: an wen Sonntags die Reihe kam, der mußte daheim bleiben und das Feuer besorgen, die andern aber giengen in die Kirche. Nicht lange so traf die Reihe auch ihn, da trugen sie ihm auf, er sollte Feuer machen und das Fleisch zusehen, bis es kochte. Das that er denn auch, aber er bestreute dabei das ganze Fleisch mit Asche. Wie die Andern heimkamen, sahen sie die Bescherung: was wollten sie machen? schlagen durften sie ihn nicht; ob sie ihn schimpften oder nicht, das war ihm all eins; da fragten sie ihn bloß „warum hast du das denn gethan?“ „„Weiß nicht.““ Da half's nichts: sie mußten alles wegwerfen und frisches Fleisch holen und ganz von neuem zurechten; darum nannten sie ihn von nun an Weißnitle.

So verübte Weißnitle noch alle mögliche Streiche in der Küche, und der Oberkoch mußte den König endlich bitten, den Menschen anderswo anzustellen. Nun hatte der Gärtner grade einen Gehülfen nöthig, der auf den Garten aufpaßte, wenn er selber wo anders zu thun hatte. So geschah es eines Sonntags, daß der Gärtner nach seiner Gewohnheit in die Messe gieng; es war überhaupt niemand zu Hause geblieben als eine von den Königstöchtern, welche das Reißen in den Gliedern hatte, und unser Weißnitle. Da besuchte ihn auf einmal sein Pferdchen und fragte ihn, ob er noch gesund wäre und was er machte.

Weißnitle erzählte ihm alles was ihm widerfahren war. Da brachte ihm das Pferd einen Zaum und sagte „Wenn du mich brauchst, so zieh nur an dem Zaume, dann komm' ich den Augenblick zu dir. Zieh mal jetzt am Zaume!“ Das that er, da erschien auf einmal ein schönes fuchsfarbenes Ross mit dazu gehöriger Erzüstung: die zog Dani an und durchflog den Garten hurtig in wind schnellem Galopp. Alles das sah die Königstochter vom Fenster aus mit an, aber sie sagte niemandem etwas davon. Wie der Ritt zu Ende war, schüttelte sich das Pferdchen ein wenig, da wurde es wieder wie vorher und gieng fort, er aber versteckte sich vor Angst unter einen Trog im Stalle, und verbarg auch den Zaum, daß ihn keiner finden konnte.

Nun aber kam der alte Gärtner aus der Messe heim, sah die Verwüstungen und schrie „ei du Schwerenoth! Weißnitle, wo steckst du denn? wart ich will dich lehren den Garten hüten!“ Aber die Königstochter vom Fenster rief ihm gleich zu: er sollte ihn ja nicht schlagen. Da schrie er wenigstens nach ihm; wie er aber seine Füße unter dem Troge vorluden sah, sagte er „komm nur vor, Weißnitle! Warum hast du nicht besser aufgepaßt?“ „„Weiß nicht.““ „Verdirb du nur noch einmal die Blumen so, dann sollst du's friegen!“ „„Weiß nicht““ antwortete der wieder. Mit Mühe und Noth brachten sie es in einer ganzen Woche Arbeit dahin, daß alles wieder im Stande war wie vorher. Unterdessen hatt' es auch der König erfahren, was geschehen war während er in der Kirche war: daß Weißnitle nicht aufgepaßt hatte und keiner weiter zu Hause gewesen war. „Na schon gut“ sagte der König; „bringt nur alles wieder hübsch in Ordnung.“

Am Sonntage drauf giengen sie wieder alle in die Messe, nur Weißnitle und die Königstochter nicht; die stellte sich krank, weil sie dachte sie würde ihn wieder reiten sehn. Richtig: sie

waren kaum eine Viertelstunde weg, da zog Weißnitle schon an seinem Zaume. Gleich erschien ein allerliebsteß silberfarbnes Ross: auf dem verwüstete er den Garten noch einmal so arg wie das vorige Mal. Die Königstochter sah wieder aus dem Fenster, und ihr Herz that ihr weh um den schönen Jüngling auf dem herrlichen Rosse. Wieder stieg Weißnitle vom Rosse, das Ross schüttelte sich und verschwand, und Weißnitle versteckte sich auf dem Hofe. Jetzt kam der alte Gärtner heim, aber beinahe hätte ihn der Schlag gerührt. Wie er Weißnitle sah, brach er los „warte du Schurke! jetzt will ich dich hüten lehren.“ Der aber antwortete wie gewöhnlich „Weiß nicht.“ „Aber ich weiß es; komm mir nur in die Quere.“ „Weiß nicht.“ Wieder brachten sie den Garten mit großer Mühe wieder in Ordnung; aber am dritten Sonntage, wie alle in die Kirche giengen, blieb Weißnitle wieder allein daheim, und auch die Königstochter stellte sich wieder krank, weil sie dachte: vielleicht kommt der schöne Jüngling wieder. Kaum waren die nun fort in die Messe, so schüttelte er seinen Zaum, da erschien Weißnitles Pferdchen als goldfarbnes Ross: er selber setzte sich in einem schönen goldgestickten Kleide auf, und richtete den Garten so zu, daß auch nicht ein Fleckchen zu verwüsten übrig blieb. Dießmal aber sah es die Königstochter nicht vom verschloßnen Fenster aus mit an, sondern machte es auf, stützte den Kopf auf den Ellbogen und sah dem stattlichen Jünglinge so zu. Weißnitle sah das gleich, sprang vom Pferde aus zu ihr in die Höhe und küßte ihr die Hand, aber ohne ein Wort zu sagen. Da sagte die Königstochter zu ihm „sprich doch nur ein Mal, ich sehe du kannst reden, aber du willst nur nicht.“ Da sprengte er aber fort, stieg am Stalle ab, das Pferd verschwand, und er selber gieng im Hofe auf und ab. Die Königstochter merkte recht gut, daß er aus einem ausgezeichneten Geschlechte

stammte, aber um etwas bekümmert war und darum keine Silbe davon sprach; sie selber aber hatte sich erst bloß krank gestellt, nun aber that ihr das Herz wirklich weh. Indes kamen die andern aus der Kirche heim, sahen die furchtbare Verwüstung und fragten Weißnittle „wer hat das gethan?“ „„Weiß nicht.““ „Warum hast du denn gar nicht aufgepaßt?“ „„Weiß nicht.““ Da packten sie ihn und wollten ihn durchprügeln; aber weil er zu allem nur sagte „weiß nicht“: da dachten sie, er wäre verrückt, und erließen ihm alle Strafe.

Einmal sagte der König zu seinen Töchtern „wir wollen nun doch sehen, daß ihr Männer bekommt, sonst könntet ihr alt werden.“ Da lud der König alle möglichen Königs söhne der Nachbarländer und Jünglinge von vornehmer Geburt ein in sein Schloß zu kommen, damit seine Töchter sich den aussuchen könnten den sie am meisten liebten, wer's auch wäre, und er ihnen den zum Manne geben könnte. Es dauerte auch nicht lange so kamen sie an, und die Mädchen wählten: die beiden ältern nahmen Königs söhne; aber die dritte Schwester fand keinen der ihr gefallen hätte, sondern sie sagte „Weil mein lieber Vater uns einmal erlaubt hat zum Manne zu nehmen wen wir wollen, er mag arm sein oder reich: so bitt' ich ihn einmal alle zusammen zu rufen die nur an unserem Hofe wohnen.“ Auf diesen Befehl fanden sich alle ein, sie aber wählte keinen einzigen sondern fragte wieder „ist denn weiter keiner hier am Hofe?“ „„O ja““ war die Antwort, „aber einer in den du dich nicht verlieben kannst: Weißnittle.““ „Laß ihn nur kommen.“ Wie er kam und in den Saal trat, fragte ihn die Königstochter „wie heißt du, schöner Jüngling?“ „„Weiß nicht.““ Da küßte ihn die Königstochter und sagte „Nun bin ich dein auf immer, mein trautes Herzenslieb, und du bist mein.“ Darüber wunderten sich alle nicht wenig; aber was war

zu machen? Der Vater mochte sein Wort nicht zurücknehmen, und so wurden alle drei Paare getraut.

Derweile nun die Andern auf der Hochzeit lustig waren, sagte Weißnittle kein Wort und gieng auf seine Kammer; sowie sie merkten daß er fehlte, schickten sie ihm nach, er sollte doch kommen; aber er sagte nichts als „weiß nicht.“ Da hatte denn die Hochzeit ihren Gang, und sie riefen dem Könige: damit Weißnittle ihnen nicht so viel Schande machte, sollte er ihm ein Breterhaus vor dem Palaste bauen lassen; da könnte er mit seiner Frau zusammen drin wohnen — und das that der König auch. Nun giengen die beiden Königs söhne, also Weißnittles Schwäger, einmal jagen, und luden ihn auch dazu ein. Er sagte aber bloß „weiß nicht.“ „„Na aber wir wissen's, du alter Narr““ sagten die Andern, und giengen. Aber Weißnittle zog auf der Stelle seinen Zaum, ohne daß es jemand sah; gleich kam sein Pferd kupferfarben mit der Erzrüstung, und so sprengte er ihnen voraus und entgegen, als käme er schon von der Jagd zurück. Wie sie ihn sahen, fragten sie sich „was kann das für ein Königssohn sein? doch wol ein Prinz aus einem fremden Lande; wahrhaftig auch seine Rüstung ist lauter Kupfer. Wo kommt Eure Hoheit her? wollt Ihr nicht mit jagen kommen?“ „„Ich habe meine Jagd schon beendet““ sagte er, und zeigte ihnen eine goldne Wildente, die er bei sich hatte. Da sahen sich beide an und sagten untereinander „die möchten wir wol mitnehmen, wenn er sie uns nur gibt: mit der würden wir große Ehre einlegen!“ Drauf fragten sie ihn „um wie viel könnten wir die Ente wol bekommen?“ „„Nicht um Geld““ antwortete er, „„aber Ihr müßt mir Eure Trauringe dafür geben.““ Die Beiden bedachten sich ein wenig, dann sagten sie „wir wollen sie ihm nur geben, der Goldschmid macht uns ja gleich ein Paar andre.“ Nun gaben sie sie ihm

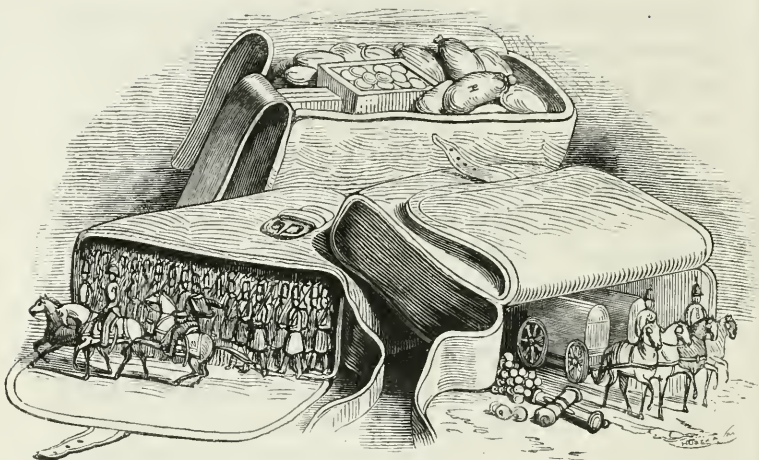
hin und fragten nur noch, wer er wäre. „Ich bin der Sohn des Königs von der Bolenburg“ sagte er. Da nahmen sie Abschied von ihm und ritten voller Freude heim; Weißnittle aber kam ihnen doch zuvor, zog sich andre Kleider an und stellte sich vor die Thür. Gleich drauf kamen sie und sagten „Siehst du, Schwager Weißnittle, warum bist du nicht mitgekommen? schau mal was wir gejagt haben.“ „„Weiß nicht.““ „Ja aber wir wissen's, du Esel.“ Da freute sich der König ungeheuer, denn in seinem Lande hatte man bis dahin noch kein solches Wilpret gesehen.

Am andern Tage zogen sie wieder aus und riefen ihn an, „komm mit auf die Jagd, Schwager.“ „„Weiß nicht!““ Da sagte der andre „laß den Narren in Ruhe.“ „„Weiß nicht.““ Nun giengen sie weiter, Weißnittle aber kam ihnen wieder zuvor auf silberfarbenem Rosse, und sein Anzug war von derselben Farbe. Wie sie ihn gewahr wurden, sprach der eine „das ist der Königssohn von gestern;“ „„nein!““ sagte der andre, „„der hatte ja einen Kupferanzug.““ Darauf grüßten sie ihn: er möchte doch mit jagen kommen. „O nein“ sagte er „„ich habe die meine schon beendet““ und zeigte ihnen einen Goldhirsch. Der gefiel ihnen wieder ganz ungemein, und sie fragten: für wieviel er ihn hergeben würde. „Nicht um einen Heller, meine Freunde“ war die Antwort, „außer wenn Ihr Euch diesen goldnen Ring auf die Stirn brennen laßt.“ Beide sahen sich an; „ach das schmerzt wol ein bißchen“ sagte der eine, „aber unter den Haaren sieht das keiner.“ Nun ließen sie sich brandmarken; es drang freilich bis ins Mark, aber vor der Freude fühlten sie's doch nicht so und fragten wieder: mit wem sie die Ehre hätten. „Ich bin der Sohn des Königs von der Bolenburg“ sagte er. Da nahmen sie Abschied und ritten heim; Weißnittle aber kam ihnen wieder zuvor und stellte sich in den Thornweg in seinen Alltagskleidern. Wie sie berankamen, höhnten sie ihn

„schau mal was wir gejagt haben!“ „„Weiß nicht.““ „Weil du zu dumm dazu bist.“ „„Weiß nicht.““ Der König aber freute sich über den Hirsch noch hundertmal mehr.

Auch wie sie das dritte Mal jagen giengen, riefen sie ihren Schwager an, der sagte aber wieder nur sein „weiß nicht,“ dann ritt er ihnen voraus auf goldnem Rosse und in eben solchem Anzuge. Wie sie ihn sahen, fiengen sie an „da ist wieder der Sohn des Königs von der Bolenburg.“ Wie sie näher waren, erkannten sie ihn deutlich und fragten ihn, wo er herkäme. „Von der Jagd“ sagte er. „„Was habt Ihr denn geschossen?““ „O eine prächtige goldne Trappe.“ Wie sie die aber sahen, wurden sie fast närrisch vor Freude und wollten sie gleich haben. „O ja“ sagte der, „ich will sie Euch wol geben, aber Ihr müßt Euch den Galgen auf den Rücken brennen lassen.“ Da dachten sie: das thäte wol wehe, aber sehn könnt’ es ja keiner, und da ließen sie sich brandmarken wie er’s haben wollte. Dann ritten sie heim mit dem schönen Thiere, um das sie soviel gelitten hatten; und traten prahlend vor den König, der sich gewaltig drüber freute, mehr noch als über die frühere Beute. Weißnittle aber war, wie sie sich trennten, vom Pferde gesprungen, und das hatte ihm drei Ranzen gegeben: „denn“ sagte es „dein Schwiegervater wird nun bald Krieg bekommen mit König Marcus Kufuruz, und wenn du merkst, daß es ganz schlecht geht, so zieh nur den Zaum, dann komm’ ich und wir eilen ihm unerkannt zu Hülfe.“ In dem ersten Ranzen steckten allerlei Soldaten, die kamen heraus, wenn man’s nur haben wollte; der zweite lieferte allen Schießbedarf den man nur brauchte; der dritte aber Lebensmittel die Hülle und die Fülle.

Wie ihre Unterredung zu Ende war, zog er wieder seine Alltagskleider an und gieng heim; sie hatten ihn unterdes schon überall gesucht, darum fragte ihn seine Frau und seine Schwäger



gleich wie er kam „wo bist du gewesen, Weißnittle? schlechte Nachrichten: wir haben Krieg.“ „„Weiß nit.““ Am andern Tage wurde der Befehl ausgegeben, daß die Schlacht am Morgen anfangen sollte. Solchergestalt mußte man sich rüsten, und zur bestimmten Stunde rückte auch der König mit seinen beiden Eidamen aus. Wie sie aber kämpften, schlug Marcus Kufurug das Volk des Königs so außs Haupt, daß er ihn sogar aus seinem Lande jagte. Wie er heim kam, war der ganze Hof in Trauer, besonders Weißnittles Gemahlin, denn sie dachte bei sich: was soll man nur mit dem Unglücklichen anfangen? sprechen kann er nicht und was anders kann er auch nicht. Da fragte sie ihn „mein Tranter, was soll ich jetzt nur machen, wenn mein Vater sein Land verliert? wovon sollen wir leben?“ „„Weiß nicht.““ sagte Weißnittle und sprang dabei immer vor Freuden; dann sagte er seine Frau bei der Hand und führte sie auf ihres Vaters Schloß, wo sie grade beim Abendbrot saßen. Sie verwunderten sich dort

sehr über ihr Kommen, denn sie waren nie zum Mittagessen hingekommen und zum Abendessen erst recht nicht; aber Weißnittle zeigte mit den Händen, daß er mit seiner Frau gern bei ihnen essen möchte; da nahmen sie ihn denn voller Freude auf, denn sie hatten ihn noch nie so lustig gesehn. Während des Essens sagte einer von den beiden Schwägern „ich weiß gar nicht wie sich Weißnittle so freuen kann; er sollte doch viel eher traurig sein.“ Bei diesen Worten aber sprang Weißnittle auf, packte seinen Stock und schrie in voller Lustigkeit „weiß nicht“; dabei schwang er den Stock um sich, hieb nach allen Seiten und verhöhnzte sie durch Zeichen, daß sie sich vor etwas fürchteten, dann schlug er auf seine Brust, zeigte gen Himmel und rief „weiß nicht.“ Endlich brach er mit seiner Gemahlin auf: sie küßte ihrem Vater die Hand und jeder gieng heim. Alle wunderten sich über seinen frohen Tag.

Am andern Morgen früh stund auf den Straßen alles unter Waffen; die beiden Schwäger sprengten vom Schloße her mittendurch auf Weißnittle los und riefen „komm Schwager und schlag mit los, gestern hast du ja auch gehörig um dich gehauen.“ Der aber stellte sich traurig und sagte „weiß nicht.“ Wie nun die Andern mit den Soldaten schon weit fort waren, da zog er seinen Zaum, da erschien auf der Stelle sein gutes Ross. „Nun lieber Herr“ sagte es, „jetzt bist du frei; du hast dein Wort gehalten, von jetzt ab kannst du frei reden.“ Wie froh Weißnittle darüber war, kann sich wol Jeder denken. Er führte sein Pferd auf den Hof, stürzte zu seiner Frau hin und sagte zu ihr „nun mein Engel, mein schönes Weibchen, fürchte dich nicht und sei nicht traurig; alles wird noch gut enden.“ Seine Frau war sehr froh über das, was er sagte, aber er verbot ihr, es ihrem Vater zu sagen, daß er sprechen könnte und mit in den Krieg zöge. Dann that er

ein Panzerhemd an, setzte sich zu Pferde, küßte sie und gieng. Kaum war er zum Stadthore heraus, so machte er den Ranzgen auf, da kamen auf einmal soviel Soldaten heraus, daß es entsetzlich anzusehen war; mit denen zog er immer vorwärts, und grade da schlug Marcus Kufuruz seinen Schwiegervater auf's Haupt; wie der aber sah, daß auch vom Rücken her ein großes Heer auf ihn im Anzuge war, da erschrak er noch mehr. Aber Weißnittle schickte einen Boten mit weißer Fahne, daß er zu Hülfe käme. Der König floh noch immer vor ihm, weil er sich gar nicht denken konnte, wie er diese Ehre und große Freundschaft verdiente. Aber Weißnittle rief ihm zu „ich bin der Sohn des Königs von der Bolenburg; wir werden schon noch mehr mit einander reden“, und da küßten sie sich.

Nun ließ Weißnittle die abgematteten Soldaten zurücktreten und führte seine vor; und als sie schon zwei Stunden miteinander gekämpft hatten, that er als wäre er verwundet. Er durchstach seinen Reiterstiefel an mehreren Stellen und goß Blut hinein, that aber als würde er's gar nicht gewahr. Dann ritt er zurück und sagte „nun mein lieber unbekannter König, bekümmert Euch nicht, der Sieg ist auf Seite der Unsern!“ Auf einmal sagte da der König „Prinz von der Bolenburg, Ihr seid ja verwundet.“ „„Wo?““ fragte der. „Am Fuße: das Blut läuft ja nur so heraus.“ „„Wahrhaftig: na seid so gut und gebt mir die Hälfte Eures Halstuches, daß ich's verbinde.““ „O wie gern; wenn Ihr mein Hemd haben wolltet, ich gäb'es gleich.“ Hierauf eilte er wieder auf die Balstatt und schlug den König Marcus Kufuruz vollständig zum Lande heraus, legte ihm auch eine tüchtige Abgabe auf, die er noch lange zahlen mußte.

Nun war der Krieg vorbei, und sie luden den Prinzen von der Bolenburg sammt seinen Leuten ein, mit ihnen zu kommen,

damit sie ihm noch beßer für seinen Freundschaftsdienst danken könnten; aber er dankte für dießmal, er würde schon ein ander Mal kommen. Wie sie von einander Abschied nahmen, setzte er sich ein wenig hin, als wollte er seine Soldaten erst ordentlich ausruhen lassen; wie aber die andern recht weit waren, steckte er seine Soldaten wieder in den Ranzgen, gieng ganz frisch und wolgemuth heim, schickte sein Pferd fort und erzählte seiner Frau: der Krieg wäre nun glücklich zu Ende. Dann bat er sie, sie möchte keinem etwas sagen, möchte zuerst mit ihren Schwägern verdientermaßen spötteln und scherzen, möchte lustig sein, aber niemand nichts sagen. Auch das schärfte er seiner Frau ein: sie möchte gelegentlich erwähnen, Weißnitle hätte nicht umsonst auf den Himmel gezeigt, hätte sich nicht umsonst gefreut, aber unsre Trauer wäre nun auch in Freude verkehrt; besonders aber sollte sie ihre Schwäger ausfragen, was sie für Heldenthaten ausgeführt hätten, und warum sie Weißnitle nicht mit in die Schlacht genommen hätten, da hätte er doch wenigstens sprechen lernen. Unterdes hörten sie die Musik draußen: Weißnitle gieng vor die Thür und sah sehr betrübt aus; da kamen die beiden Schwäger und riefen ihm zu „Nun du fauler Tagedieb, warum lebst du denn auf der Welt, wenn du immer nur hier bärenhäutern willst? sieh mal wie wir uns geschlagen und den Sieg durch unsre Tapferkeit errungen haben!“ „„Weiß nicht.““

Am Abend war ein großes Fest, dazu kamen alle möglichen großen und kleinen Herren am Hofe zusammen. Da waren sie alle unbändig lustig; Weißnitle aber entschlüpfte ihnen und gieng heim; hier stellte er seine Soldaten ums Haus herum auf, mit Kanonen, Wachen und allem Zubehör. Unterdes paßte seine Gemahlin die Gelegenheit ab, ihre Fragen zu thun: aber die beiden Schwäger lobten nur sich; und wie sie gefragt wurden.

warum sie Weißnitle nicht mitgenommen hätten: da schlugen sie eine gewaltige Lache auf und riefen „einen Narren mitnehmen, das ist auch ein Vorschlag!“ Weil er nun nicht im Saale war, so schickten sie einen Generaladjutanten nach ihm; wie aber der Generaladjutant die vielen Bewaffneten stehn sah, ließ er zurück und meldete: das wäre keine leichte Sache, eine Botschaft an den ausrichten; wer weiß was da los wäre. Sogleich nahm er erst ein Paar Wachen zu sich, gieng an ihn heran und meldete „der König befiehlt, Ihr sollt zu ihm kommen.“ Der antwortete „von ihm als meinem Vater verdien’ ich das gar nicht, aber ich gehe nicht eher zu ihm als bis er zu mir kommt.“ Da gieng der König zu ihm hinunter, da waren aber die vielen Soldaten wieder fort, nur er selber wartete kniend auf den König, bat ihn um seine Hand und küßte sie und stund dann auf. „Ich danke Euch, lieber Vater, für Eure Herablassung“ sagte er und bat dann seinen Schwiegervater, er möchte ihn auch den Andern zeigen wie er jetzt war, in königlichen Sammt und Purpur gekleidet. Da wunderten sich Alle, daß er ein so stattlicher Jüngling war und daß er so sprechen konnte, und seine Frau gab ihm nun vor allen Leuten einen Kuß.

Jetzt redeten sie auch von dem Sohne des Königs von der Bolenburg, daß sie alle verloren waren, wenn der nicht gewesen wäre. Da fragte Weißnitle „kennt Ihr wol das Halstuch?“ „„O freilich““ hieß es. „Nun dann braucht Ihr nicht lange zu suchen; ich habe mich selber so genannt, weil ich in dem Breterhause wohnte.“ Weiter zeigte er die beiden Ringe; ob die wol jemand kannte. Die beiden Königsöhne sagten gleich aus Einem Munde „das ist meiner.“ „„Nun damit Ihr die beiden unverschämten Menschen ordentlich kennen lernt: die Ringe haben mir meine edeln Schwäger für eine goldne Wildente gegeben; wenn Ihr’s aber

nicht glaubt, so schaut mal hier das Brandmal auf ihren Stirnen; ja noch mehr, sie haben sich nicht geschämt, für das letzte Wilspret sich den Galgen auf den Rücken brennen zu lassen.““ Alle untersuchten dieß gleich und fanden's so wie er's gesagt hatte. Nun gab's da keinen lieberrn Menschen als Dani den gebornen Königssohn, unter anderem Namen Weißnitle. Ihm übergab sein Schwiegervater nun auch sein Reich und ließ ihn in Stadt London krönen. Seine beiden Schwäger verloren alle Achtung; er selber aber lebte vergnügt und glücklich mit seiner Gemahlin und pflegte sein Pferd so lang' er lebte.

9. Die schöne Meerfrau.

In einem elenden Dörfchen lebte einmal ein armer Mann, der hatte schon so viele Jahre mit seiner Frau gelebt und noch immer keine Kinder; da baten sie den lieben Gott noch einmal recht dringend: er möchte ihnen doch ein Kind bescheren, das ihnen eine Stütze im Alter wäre. Gott erhörte denn auch ihr Flehen, und des alten Mannes Frau brachte zwei Kinder zur Welt, einen Knaben und ein Mädchen, die hatten alle beide goldne Haare. Ja was sollte der alte Vater nun machen? Weil er so arm war, dachte er nun wie er ein paar ordentliche Pathen kriegte; er gieng auch viele drum an, aber keiner mochte mitgehn, ja er kriegte noch Schelte über sich und seine alte Frau. Das hörte der arme Mann alles mit großer Betrübnis an, und wußte nun gar nicht, an wen er sich wenden sollte. Wie er so auf der Straße vor sich hingehet, begegnet ihm ein reicher Kaufmann, der fragte ihn, weil er ihn so traurig sah „Was bist du so traurig, alter

Vater?“ „Soll ich nicht traurig sein?“ antwortete ihm der, „meine Frau hat mir zwei Kinder geschenkt, und nun kann ich keinen Pathen für sie kriegen.“ Da sagte der Kaufmann „Weißt du was, Alterchen? ich will mit meiner Frau von Herzen gern Gevatter stehn, denn wir haben keine Kinder; aber wo wohnst du?“ Der alte Mann antwortete „ich wohne in einem verfallenen Häuschen, lieber guter Herr: Ihr werdet's bald finden, vor der Thür steht ein Maulbeerbaum, die eine Wand der Stube ist eingefallen, an der andern Seite ist das Haus gestützt, und dann habe ich einen Hund, der heißt Cerberus und liegt immer unter dem Maulbeerbaume.“ Nun ließ der Alte heim zu seiner Frau und erzählte ihr, er hätte einen Pathen gefunden: andern Tags kam der Kaufmann auch mit seiner Frau. Wie er die beiden Kinderchen sah, wunderte er sich, daß es auf der Welt so seltsame Schönheit geben könnte; dann ließ er sie taufen, und der Knabe wurde Rudolf genannt, das Mädchen aber Josefa. Bis zu ihrem zehnten Jahre nun wurden sie von ihrem Vater von seinem Tagelohn ernährt; dann aber nahm sie der Kaufmann an Kindesstatt an, und weil er sich nicht mit seinem großen Reichthum plagen wollte, so gab er jedem einen kleinen Laden, unter der Bedingung: was sie gewönnen, sollten sie zu ihrem Nutzen verbrauchen, nur das Capital sollten sie nicht angreifen. Die beiden Pflegekinder freuten sich über das Glück, stiegen also an Handel zu treiben, und in kurzer Zeit hatten sie schon sechshundert Gulden gewonnen. Einmal war nun die Zeit besonders flau, es fehlte sehr an Käufern und Nachfrage; weil sie nun ein bißchen Zeitvertreib haben wollten, so sagte Rudolf zu seiner Schwester Josefa „geh und hol' uns ein Spiel Karten, daß wir uns die Zeit vertreiben und ein bißchen im Spiele üben; es ist gut, wenn man das auch versteht.“ Josefa wollte ihrem Bruder gern den Gefallen thun, lief schnell und

brachte die Karten. Nun sagte Rudolf „ich denke wir fangen mit dem Gelde an, das wir erworben haben, aber so, daß jeder das was er gewonnen hat dem andern wiedergibt.“ „„Schön““ sagte Josefä, „„mir ist's auch recht.““ Nun fiengen sie an zu karteln, und bald hatte Rudolf sein ganzes Geld verloren und sagte „ja nun kann ich nicht weiter spielen, Schwesterchen; ich habe ja alles verloren: gib mir's nun wieder.“ Seine Schwester gab ihm auch gleich alles wieder, genau wie sie's ausgemacht hatten. Nun fiengen sie wieder an und spielten, und dasmal verlor Josefä alles. Nun sagte sie zu ihrem Bruder „bitte gib mir's wieder, daß ich weiter spielen kann.“ „„I““ sagte Rudolf „„da müßt' ich doch den Verstand verloren haben; denkst du denn ich werde hier die Zeit umsonst vertrödeln, daß ich dir alles wiedergebe; das thu' ich ganz gewiß nicht.““ Da wurde Josefä traurig, und erinnerte ihren Bruder daran was sie vor dem Spielen ausgemacht hatten; aber Rudolf ließ sich das nicht anfechten und blieb dabei, er hätte es doch gewonnen. Da nahm denn seine Schwester drei Gulden vom Capital und fieng wieder an zu spielen: da war denn Rudolf unglücklich, aber Josefä glücklich, denn sie gewann all ihr Geld wieder und Rudolf's Geld dazu. Nun bat Rudolf, sie möcht' ihm doch seins wiedergeben; aber seine Schwester sagte „du hast's mir nicht wiedergegeben, so geb' ich dir's auch nicht wieder.“ Da wurde Rudolf ganz wüthend und sagte: er wollte sie verfluchen, daß nicht Himmel und nicht Erde sie aufnehmen sollten. Wie aber auch die schreckliche Drohung nichts half, da verwünschte sie Rudolf wirklich, und auf einmal that sich die Erde auf, Josefä wurde von der Erde verschlungen und versank zum König der Fische, der nahm sie mitleidig auf. —

Auf einmal kam ihr Pflegerater in den Laden, um sie zu besuchen, und fragte gleich „wo ist Josefä?“ „„Sie ist grade auf

den Markt gegangen““ sagte Rudolf, und der alte Kaufmann glaubte das auch zuerst; wie es aber dunkel wurde und sie kam nicht, so schöpfte er Verdacht und fragte Rudolfsen noch einmal: wo denn seine Schwester steckte. Was konnt' er da machen? Er gestand die ganze Geschichte und sagte „wie sie mir nun mein Geld gar nicht wiedergeben wollte, da hab' ich sie verflucht, nicht Himmel und nicht Erde sollten sie aufnehmen: da hat sich der Erdboden aufgethan, und nun weiß ich nicht wo sie ist.“ Da sagte der alte Krämer „ei du abscheulicher Mensch, wie hast du das zu deiner Schwester sagen können! Hast du sie aber verflucht, so verfluche ich dich nun auch, daß nicht Himmel und nicht Erde dich aufnehmen sollen, und du sollst so lange wandern, bis du deine Schwester wiedergebracht hast.“ Da that sich der Erdboden auf und Rudolf sank in die Tiefe, so gieng's fort bis daß er nach Niederindien kam.

So gieng er denn drauf zu ohne Last und Ruh, und fand niemanden, nichts als die weite Haide, und wußte auch gar nicht wo der Weg hingieng. Da sah er von weitem ein großes Schloß und gieng nun noch einmal so schnell drauf zu, aber das Thor war verschlossen. So gieng er denn bis nahe davor und schaute durch's Gitter, da sah er im Hofe drin einen alten Mann hin und her gehn; der alte Mann sah ihn auch, wunderte sich über seine Schönheit, und fragte ihn, was ihn hergeführt hätte und was er suchte: da antwortete er „Alterchen, ich suche einen Dienst.“ „„Ja mein guter Junge““ meinte der, „„hier am Hofe weiß ich keinen Dienst für dich, den muß dir der König geben der hier im Schloße wohnt: ich werd' es ihm melden.““ Nun gieng der alte Mann zum Könige und sagte zu ihm „Großmächtigster König: da draußen vor dem Schloße steht ein schöner goldhaariger Junge von der Oberwelt, der hat angefragt, ob er nicht bei Eurer Majestät

einen Dienst bekommen könnte.“ Da sagte der König „schicke mir den Jüngling mit den goldnen Haaren nur mal her, Alter.“ Wie er vor ihn trat, fragt' er ihn, ob er schon mit Pferden umgegangen wäre. „Und wie!“ sagte der Jüngling. Sogleich wurde er als Jofei eingekleidet; aber nach ein Paar Jahren war er so gewachsen, daß er dem Pferde fast zu schwer wurde. Da starb zum Glück für ihn ein alter Zugkutscher, der mit zwei Pferden den Köchinnen Wasser, Holz und dergleichen in die Küche lieferte, und auch die beiden Gänse waren so abgefallen, daß sie gar nicht aus dem Stalle gehn konnten. Da sagte der König zu ihm „nun mach' ich dich zum Zugkutscher mit den beiden Pferden: füttere sie so, daß du alles leisten kannst was die Köchinnen haben wollen; wenn du dich gut führst, so werde ich dich noch über mehr setzen.“ Da fütterte er die Pferde wie man die Hand umdreht so weit heran, daß er sie zur Tränke an den Brunnen führen konnte. Da rief der König aber den Jüngling zu sich heran und sagte „hör mal mein Sohn, die Pferde könntest du nachts an den Seestrand bringen, da würden sie vielleicht noch rascher fett von dem schönen grünen Grase.“ Da führte der Jüngling abends die Pferde an den Seestrand und weidete sie am Halfter bis grade um zehn Uhr: da sah er auf einmal auf das rothe Meer hin; siehe da theilte sich die Flut in der Mitte, und aus der Tiefe stieg die schönste Frau der Welt, die rief ihn gleich an „hörst du da! versteck dich nur nicht, komm her, iß und trink und plaudre mit mir.“ Dann legten sie sich schlafen und schiefen auch ein; aber die schönste Frau der Welt wachte eher auf als er, stieß ihn an den Fuß und rief „hörst du, steh auf und führe deine beiden Pferde mal her.“ Das that er: da nahm die schönste Frau der Welt ihr Tuch und wischte die Pferde ab; da wurden es ein Paar so schöne fuchsfarbene Rosse, daß es eine Lust war

sie anzusehn. Dann wandte sie sich einen Augenblick ab, und auf einmal war sie in der Brandung versunken.

Nun trieb der Jüngling seine Pferde heim; wie aber die andern Kutscher sie sahen, giengen sie gleich vor den König und sagten „Großmächtigster König! haben wir einen schönen Burschen an unsern Hof gekriegt! hat in der Nacht ein Paar prächtige Fische gestohlen — wenn das ihr Herr merkt, dann wird er auf Eurer Majestät Hofe eine schöne Schimpferei loslassen.“ „Das ist nicht möglich!“ „Ja“, sagten jene, „es ist aber einmal nicht anders.“

Da koppelte der Jüngling seine beiden Pferde, der König aber ließ ihn vor sich kommen und sagte „Hör mal mein Sohn, wie kannst du es wagen gestohlnes Gut an meinen Hof zu bringen? Wenn sich nun der Herr des Gestohlenen meldet, dann muß ich ja vor allen meine Schande bekennen!“ „Großmächtigster König“ sagte da der Jüngling, „wegen der Pferde habt nur keine Furcht, denn ich habe die Pferde nicht gestohlen; aber ich bins so gewohnt, daß ich den Pferden das Heu klein vorschneide und das Wasser zumeße, so steck' ich auch das Geld für den Haber nicht in die Tasche wie die andern Kutscher. Glaubt das aber Eure Majestät nicht, so möge Sie kommen und die Pferde ansehen: sie tragen das königliche Wappen eingebrannt.“ Der König gieng nun hin und fand richtig seine eigene Marke eingebrannt, da schenkte er dem Jüngling ein Duzend Goldstücke. Da freute er sich daß er soviel Geld hatte; am Abende drauf nahm er dann die Pferde wieder beim Halfter, führte sie an dieselbe Stelle hinaus und ließ sie da weiden bis um Elfe. Da sah er hin auf's Rothe Meer: auf einmal theilte sich in der Mitte, und heraus kam die schönste Frau der Welt: der Jüngling wollte sich verstecken, er wußte aber nicht wohin. „Hör du“ rief sie ihm



zu; „versteck dich nur nicht: komm lieber her zu mir, das ist beßer: iß und trink und plaudre mit mir.“ Der Jüngling gieng hin, und so vergnügten sich die beiden und legten sich dann hin; aber dießmal wachte der Jüngling eher auf und tappte im Dunkeln; da gab ihm die schönste Frau der Welt eine Mantelschelle daß ihm das Auge funken sprühte. „So hör doch“ sagte sie „und rühr dich nicht, wir haben noch Zeit und ich werde zuletzt noch die Deine.“ Da schämte sich der Jüngling und schloß wieder ein; früh morgens wachte die Meerfrau wieder eher auf und stieß ihn an den Fuß „hör steh auf, geh und bring deine beiden Pferde her.“ Der Jüngling brachte sie, da wischte die schöne Meerfrau mit dem Tuche über sie hin: da wurden ein paar schöne Silber-

schimmel daraus, die funkelten nur so. Dann aber verließ ihn die schönste Frau der Welt, das Rother Meer brauste auf und weg war sie: der Jüngling war wieder allein. Wie er seine Pferde heimbrachte und die andern Kutscher sahen sie, liefen sie zum Könige und sagten „Großmächtigster König, wir haben einen Dieb am Hofe.“ „Wie so?“ sagte der König. „Darum weil er ein Paar so schöne Silberschimmel gestohlen hat, daß wenn sich ihr Herr findet, so kanns um Eurer Majestät Leben geschehen sein.“ „Unmöglich!“ sagte der König. „Ja, 's ist aber einmal so.“ Unterdeß band der Jüngling die Pferde im Stalle fest, da rief ihn der König zu sich: „Hör mal mein Sohn, wo hast du die Pferde her? Wie kannst du's wagen gestohlnes Gut an meinen Hof zu bringen? denn, wenn sich ihr Herr findet, so kanns ja um mein Leben geschehen sein!“ Aber der Jüngling antwortete „Großmächtigster König! wegen der Pferde seid nur nicht bange; denn ich habe sie nicht gestohlen; aber ich bins so gewohnt, daß ich den Pferden das Heu klein vorschneide und das Waßer zumesse; so steck' ich auch das Geld für den Haber nicht in die Tasche wie die andern Kutscher. Glaubt das aber Eure Majestät nicht, so mag Sie nur kommen und die Pferde ansehen: sie tragen die königliche Marke eingebrannt.“ Der König gieng hin und besah sie, und richtig: sie trugen das Zeichen des Königs auf dem Schenkel. Da schenkte er dem Jünglinge wieder eine Handvoll Dukaten. Der wurde darüber wieder sehr lustig daß er so viel Geld hatte, und blieb bis zum dritten Tage. Am dritten Abend giengs wieder wie früher: er führte seine Pferde hinaus ans Meeresufer und weidete sie da am Halster bis Mitternacht. Wies zwölf schlug sah er das Rother Meer an, da theilte sich auf einmal die Mitte: herauskam die schönste Frau der Welt und rief ihm zu „Hör da, versteck dich nicht, komm nur her zu mir,

das ist beßer: iß und trink und plaudere mit mir!“ Der Jüngling gieng nun zu ihr hin und sie aßen und tranken und waren vergnügt, dabei sagte sie „Hörmal, wenn du gern hättest daß ich dein würde und du mein, so darfst du dich nie meiner rühmen, daß du eine Liebste hättest die so und so schön wäre; denn wenn du gegen einen das Geringste von mir sagst, so kann ich nie dein werden.“ Dann legten sie sich hin und schliefen; am Morgen wachte die schöne Meerfrau wieder früher auf und stieß den Jüngling an den Fuß; „steht auf“ sagte sie, „geh und hole deine beiden Pferde her.“ Wie er sie geholt hatte, nahm sie ihr Tuch und wischte damit über sie hin, da wurden sie zu ein Paar so schönen Goldrossen, daß ihr Glanz seine Augen ganz blendete. Danach aber wandte sich die schöne Meerfrau um, das Rothe Meer brauste auf, und weg war sie.

Der Jüngling koppelte seine goldhaarigen Rosse und führte sie heim. Wie sie die andern Kutscher sahen, giengen sie wieder zum Könige und sagten „Großmächtigster König! wir haben einen schönen Burschen an unsern Hof gekriegt!“ „Wie so?“ fragte der König. „Ja großmächtigster König“ antworteten die Kutscher, „weil er in der Nacht ein Paar so schöne goldhaarige Pferde gestohlen hat, daß wenn es ihr Herr merkt, so kann Eure Majestät noch um Ihr Land kommen.“ „Unmöglich!“ „Ja 's ist aber nicht anders.“ Unterdeß führte der Jüngling die Pferde in den Stall, der König aber ließ ihn ruhig gehen und dachte nur bei sich „der Bursche muß eine schwarze Kunst verstehn.“

Nun hatte der König einen alten Paradekutscher, der diente ihm schon fünfzig Jahre; den ließ er jetzt rufen und zugleich auch den Jüngling. „Höre“ sagte er nun zu dem ersteren „du hast mir schon lange gedient; nun sei aber mir nicht böse und auch dem Jüngling hier nicht: von heute ab soll der hier mein Parade-

kutscher sein, du aber Zugkutscher mit den beiden Pferden hier und bringst den Köchinnen täglich ihren Bedarf.“ So wurde der Jüngling Paradekutscher, der alte Kutscher aber wurde sehr böse auf ihn und fluchte „der Hundesehn! kommt da her auf unsern Hof und nimmt mir meine Stelle!“ Der Jüngling aber hatte nun ein gutes Leben, denn er hatte nur Dienst wenn der König zur Parade fuhr. Indess aß er mit den andern Kutschern mittags und abends; aber weil der alte Kutscher ihm so feind war, so sieng er mal über dem Eßen an und sagte „paßt nur auf, der Junge will noch König werden und die Königstochter heiraten.“ Da antwortete aber der Jüngling „hol der Ruckuf Eure Königstochter! die brauch ich gar nicht, meiner Liebsten reicht die das Waßer nicht!“ Da gieng der Alte der ihm so feind war auf der Stelle zum Könige und sagte „Großmächtigster König, jekt hab' ich Euch was zu melden: die andern Kutscher sprachen eben so unter sich, sie wollten doch sehen ob der Paradekutscher nicht nochmal ein König würde; da sagte der aber „hol der Ruckuf Eure Königstochter, die brauch' ich gar nicht, meiner Liebsten reicht die das Waßer nicht.““ Da wurde der König furchtbar zornig, rief den Jüngling vor sich und sagte „hörmal, Bursche, was hast du gestern abend zu den andern Kutschern gesagt?“ „Ich, großmächtigster König?““ sagte der; „ich habe wahrhaftig nichts zu ihnen gesagt.““ Aber der König sagte „leugne jekt nur nicht; sags nur gradezu, das ist das Beste.“ Was wollt' er da machen: er gestands also gradezu ein. Da ließ ihn der König gleich in die Klagestube führen; morgen früh um achte sollte er gehängt werden; in der Nacht sollte rasch noch der Galgen gebaut werden. Indessen ließ der Jüngling den König um die Gnade bitten, daß er doch noch einmal mit ihm sprechen dürfte. Der König bewilligte es und fragte ihn was er wünschte. Da sagte

er „ich sehe nun, großmächtigster König, daß ich sterben muß; da bitt' ich wenigstens daß der Galgen dort am Meeresufer gebaut wird wo ich so oft mit meinen Pferden hingegangen bin.“ Das erlaubte ihm denn der König auch daß sie den Galgen dorthin bauten. Wie es nun achte geschlagen hatte, nahmen ihn zwei Henker in die Mitte und führten ihn hinaus. Unterwegs sagte er zu den beiden Henkern „wenn ihr mich so aufknüpfen könnt, daß ich nicht herunterfalle und auch nicht ersticken kann so lang' ich oben hänge: so sollt ihr alle beide eine Meze Dufaten haben!“ Da freuten sich die beiden Henker unbändig und knüpften ihn so auf, daß er nicht herunterfallen und auch nicht ersticken konnte.

Wie sie weg waren, machte er sich mit leichter Mühe vom Galgen los; dann setzte er sich darunter und weinte bitterlich, und hätte sich gern in die Erde versteckt wenns angegangen wäre. Wie er so aufs Rothe Meer hinausfah, da sah er auf einmal wie es sich mitten voneinander that, und herauskam die schönste Frau der Welt und rief ihm zu „hör versteck dich nur nicht, komm lieber hieher, das ist besser. Hab' ich dir's nicht gesagt, daß es so gehn würde? nun wärst du beinah um dein Leben gekommen; so rühme dich nur nicht mit mir, sonst haben wir alle beide Schaden davon, aber du hast's ja nicht halten können. Bis jetzt da konnte ich frei gehn wohin ich wollte; von nun ab aber muß ich in meine Stadt, und die muß so lange schwarze Trauer tragen, so lange ich nicht mit dir sprechen kann. Das wird aber sobald nicht geschehen, denn wenn wir auch irgendwo zusammenkommen, werden wir uns doch nie erkennen, auch wenn du mit mir aus einer Schüssel ißt und aus einem Becher trinkst.“ Da wandte sich die schöne Meerfrau von ihm, und das Rothe Meer brauste hoch auf, und weg war sie; der Jüngling aber machte sich auf und wanderte fort.

So wandert' er fort ohne Rast und Ruh immer zu: da fand er einmal einen so großen Ameisenhaufen, daß er gar nicht wußte wie er durchkommen sollte. Er blieb also mitten drin stehn und dachte „mein Gott und Vater! was soll ich mit den Thieren machen! ich will sie doch nicht tot schlagen und auch nicht gern eins zertreten.“ Da stieg auf einmal die Ameisenkönigin zu ihm an und sagte „Hör mein Sohn, ich sehe daß du ein gutes Herz hast für mich und mein Volk, weil du keine totschlagen und auch nicht gern eine zertreten willst; nun sei nicht traurig: eine Wohlthat ist die andre werth. Wenn du irgend einmal in die Klemme geräthst, so sag nur „Ameisenkönigin, gib mir deine Kraft, ich gebe dir auch meine dafür“, dann wirst du gleich eine Ameise wie ich. Willst du aber wieder Mensch werden, dann sagst du nur „Ameisenkönigin, gib mir meine Kraft wieder, ich gebe dir auch deine wieder“, dann bist du wieder ein Mensch wie vorher.“ Da freute sich der Jüngling sehr daß er nun eine solche Kunst verstand. Er ließ nun die Ameisen dort und gieng weiter, denn mit seiner Kunst konnte er nun wohin er wollte. Wie er wieder ein Stück gewandert war, fand er auf einmal so viele Adler, daß er gar nicht wußte wie er durchkommen sollte. Er blieb also stehn und dachte „was soll ich nun machen? Totschlagen kann ich sie doch nicht und will auch keinem gern etwas thun?“ Da sagte der Adlerkönig „hör mein Sohn, ich sehe daß du ein gutes Herz hast gegen mein Volk und gegen mich selber. Darum mach dir keinen Kummer. Eine Wohlthat ist der andern werth; kommst du einmal wo in die Klemme, so sag nur „Adlerkönig, gib mir deine Stärke, ich will dir auch meine geben“, dann wirst du ein Adler wie ich und kannst fliegen wohin du willst; wo du aber ein Mensch sein willst, wirst du wieder wie vorher.“ Da freute sich

der Jüngling sehr daß er nun zwei solche Künste verstand; nun war ihm nicht mehr bange durch die Welt zu kommen.

Er verließ nun also auch die Adler und wanderte fort ohne Raß und Ruh. Da traf er eine Schenke, in der wohnte ein alter Mann, der war wohl schon zweihundert Jahr alt. Den grüßte er „guten Abend, mein alter Herr Vater!“ „Das war gut“ antwortete der Alte, „daß du so gesagt hast; sonst hättest du sterben müssen, wenn du auch tausend Seelen hättest; was suchst du denn hier?“ „Ach“ sagte der Jüngling, „ich suche den Fiskönig, ob ich wohl irgend etwas über ihn erfahren kann?“ „O mein Sohn“ sagte der Alte, „ich bin schon zweihundert Jahr alt geworden und habe noch nie etwas vom Fiskönig gehört, und hat mir auch nie einer von ihm erzählt. Da gehst du also ganz umsonst; darum bleib hier, ich habe so keinen Dienstboten.“ Aber der Jüngling sagte „wenn ich auch umkommen soll, hier bleib ich nicht.“ Da sagte der Alte zu ihm „hör mein Sohn, ich mein' es gut mit dir und will an deinem Unglück nicht schuld sein. Sieh mal nicht weit von hier sind hundert Hirten, die haben hundert Hunde — jeder so groß wie ein Kalb; anders kannst du nicht gehn, da mußt du denn sterben, und wenn du tausend Seelen hast.“ Der Jüngling aber sagte „nun dann ist's einerlei ob ich hier sterbe oder dort“; damit ließ er den Alten stehn und wanderte weiter.

Auf einmal wie er so fortgeht ohne Raß und Ruh, da sieht er ein großes Feuer, das flackerte so lustig, und die hundert Hirten rings herum liegen und die hundert Hunde. „Ja“ dachte er, „was soll ich nun machen! Wenn ich in Menschengestalt durchgehe, so zerreißen sie mich in tausend Stücke, daß dem Wind' auch nicht ein Feschen übrig bleibt; werd' ich zur Almeise, so tritt vielleicht einer auf mich, dann ist's auch um mich geschehn: werd'

ich zum Adler, so sieht mich vielleicht ein Hirte und schießt mich tot, dann ist's auch vorbei mit mir. Indes wir stehen ja in Gottes Hand, komme 's denn wie's komme: Adlerkönig, gib mir deine Kraft, ich gebe dir auch meine!" Sogleich wurde er in einen Adler verwandelt, stieg plötzlich in die Höhe und senkte sich sachtchen auf der andern Seite hinter den Hirten nieder, ohne daß ihn auch nur eins von den Thieren bemerkt hätte. „Adlerkönig" sagte er nun, „gib mir meine Kraft wieder, hier hast du auch deine wieder;" da wurde er wieder ein Mensch wie vorher.

So merkte ihn denn der alte Oberhirte, der schon dreihundert Jahre gelebt hatte, erst wie er an ihn heran kam und ihn grüßte „guten Abend, mein alter Vater!" „„Willkommen mein Sohn!"“ antwortete der; „„du hast ja tausend Glück, daß dich die Hunde dort nicht gemerkt haben. Wie bist du nur hierher gekommen und was ist dein Begehr?"“ „Ach alter Vater" sagte der, „ich suche den Fiskönig, ob ich wohl irgendwo etwas über ihn erfahren kann.“ „„O mein Sohn"“ sagte der Alte da; „ich bin schon dreihundert Jahr alt geworden, und habe noch nie etwas vom Fiskönige gehört, und hat mir auch nie einer von ihm erzählt. Da gehst du also ganz umsonst, darum bleib nur hier und werde Maier; du brauchst nichts weiter zu thun und mußt nur immer hier auf dem Maierhofe bleiben.““ „Meinetwegen" sagte der Jüngling, „dann will ich hier bleiben.“ Die hundert Schäfer dort aber waren nämlich die Schäfer der schönsten Frau der Welt, und was sie bewachten war ein Stück hundert Schafe, die wurden zu weiter nichts gebraucht als man molk sie jeden Morgen bis man eine Wanne Milch beisammen hatte, und in der Milch badete sich dann die schöne Meerfrau. Aber das war grade so als hätte sie sich nur in Wasser gebadet, bis die Reihe an unsern Jüngling kam, daß er ihr die Milch zum Wa-

schen hineintragen mußte. So wie sich aber die schönste Frau der Welt in der Milch badete die der Jüngling hineingetragen hatte, da wurde ihre Haut auf einmal so weich und zart als wäre sie wieder ein kleines Kind geworden. Aber der Jüngling gieng wieder auf seinen Maierhof, und wiewohl sie mit einander gesprochen hatten, wußte doch keiner von beiden mit wem er zusammen gekommen war.

Am andern Morgen brachte ihr ein anderer die Milch; da wusch sich die schönste Frau der Welt vor dem der sie gebracht hatte ein wenig in der Milch, obs wohl dieselbe wäre wie die gestern gebrachte; aber es war ganz und gar nicht dieselbe. Da sagte sie „hör mal mein Freund, sag doch dem Burschen der gestern die Milch brachte, er soll sie morgen wieder bringen; ich wartete sehnlichst darauf.“ Am dritten Morgen brachte sie ihr nun der Jüngling wieder, da wusch sie sich vor ihm drin und ihre Haut wurde wieder so schön weich als wenn sie von neuem geboren wäre. Da sagte sie zu ihm „hör mal mein Freund, geh nicht von meinem Hofe, bleib du hier bei mir.“ Aber das konnte der Jüngling ja nicht: er konnte nicht bei ihr bleiben, weil er Maier war und wieder auf seinen Maierhof mußte. Wie er nun wieder heim zum Oberhirten kam, fragte er ihn, ob wohl eine Schenke in der Nähe wäre. „Ja was für eine?“ fragte der Alte. „So eine wo die Bauern lustig sind und tanzen.“ „„Ja hörst du mein Sohn““ sagte der Alte wieder, „„da geh nur dorthin, da sind ihr genug, da kannst du lustig sein und tanzen soviel du willst; aber nimm dich in Acht: es sind auch böse Menschen drunter, die schlagen einen manchmal ein bißchen tot.““ „Aber wenn ich ihnen nun nichts thue?“ „„Rein““ sagte der Alte, „„dann kannst du ruhig hingehn.““

So verließ der Jüngling denn den Maierhof wie's dunkel

geworden war; aber er gieng nicht in die Schenke, sondern an das Schloßthor der schönen Meerfrau; aber hinein konnte er nicht, weil zugeschloßen war. Da überlegte er nun wie er hineinkäme; dann sagte er auf einmal „Ameisenkönigin, gib mir deine Kraft, ich gebe dir auch meine.“ Da wurde er gleich eine Ameise: kroch ganz bequem unter dem Thore durch, die Stufen hinauf und an die Thüre der Kammer wo die schönste Frau der Welt mit ihrer liebsten Zose schlief. Da kroch er durchs Schlüsselloch hinein und aufs Bett, und zwickte die schöne Meerfrau, daß sie laut aufschrie und der Zose rief „du hast mirs Bett nicht ordentlich durchgesucht.“ Da zündeten sie gleich Licht an und suchten und suchten: aber sie fanden nichts als eine Ameise. So machte ers zum zweiten und zum dritten Mal; da aber griff die schöne Meerfrau zu, fieng die Ameise mit der hohlen Hand, steckte sie in ein Glas und stellte das ins Fenster. Nun war die Ameise gefangen. „Vogtausend!“ dachte sie; „wenn ich jetzt Ameise bleibe, so muß ich hier sterben;



verwandle ich mich aber wieder, so wissen ja alle daß ichs gewesen bin.“ Indessen wurd' es Tag. Da dachte er denn bei sich: es wäre doch Schade als Ameise zu sterben, er wollt' es einmal versuchen; und rief „Ameisenkönigin, gib mir meine Kraft, hier ist auch deine wieder.“ Da kam ein so schöner Schäferbursche aus dem Glase heraus, daß die schöne Meerfrau gleich von ihrem Lager aus sich in ihn verliebte. „Mein süß Herzenslieb!“ rief sie ihm zu, „ich will dein sein, sei du

mein; geh nicht weg, bleibe bei mir!“ Aber der Jüngling war zufrieden daß er seine Freiheit wieder hatte, darum stund er ihr gar nicht Rede, sondern gieng auf seinen Maierhof und sagte zu dem alten Oberhirten „Väterchen, nun hab' ich den Dienst satt; jetzt geh' ich wieder hin wo ich hergekommen bin.“ „Ja mein Sohn“ sagte der Alte, „wenn du keine Lust hast, da könntest du mein eigner Sohn sein: ich würde dich nicht halten; so geh denn und Gott geleite dich.“

Da trat er denn seinen Rückweg an, und gieng soweit, daß er auf einmal dort ans Meeresufer kam wo die schöne Meerfrau immer aus der Tiefe gekommen war; da sah er auf einmal daß eine ganze Treppe von Wellen grade vor ihm herunter gieng als wenn sie wäre von Stein gehauen gewesen. „Wir stehn doch alle in Gottes Hand“ dachte er; „ich will nur hinuntergehn.“ So gieng er denn die Stufen hinunter und so lange fort bis er nach Nieder-Indien kam, da schlug das Rothe Meer mit Brausen zusammen und er blieb da unten; er war aber schon so lange gegangen, daß er vor Hunger und Durst beinah umkam. Auf einmal fand er einen kleinen allerliebsten Obstgarten, darin stunden allerlei Frucht bäume und unter jedem Baume eine goldne Bettstatt. Da dachte er bei sich, weil er so schrecklich hungrig war „mögen sie mit mir machen was sie wollen, mir ist's gleich;“ gieng auf einen goldnen Birnbaum los, aß sich satt und wanderte dann zwischen den goldnen Betten hin und her. Das war aber der Hof des Fiskkönigs, der zu seinem Glücke nicht zu Hause war sondern sein Land durchzog. Auf einmal sah der Jüngling die Königin der Fische von ihrem Schloße in den Garten kommen. So wie er sie sah, fiel er vor ihr auf die Knie, und klagte ihr sein Leid: „Großmächtigste Königin, was hilfst alles Leugnen? ich habe von den goldnen Früchten geessen, weil ich meinen Hunger

nicht länger bezwingen konnte.“ Da sagte die Königin „laß das gut sein, mein Sohn! Wenn du satt geworden bist, so sei nicht bange, es soll dir kein Leid geschehn.“ Dann nahm sie den Jüngling bei der Hand und führte ihn auf ihr Zimmer und ließ ihm noch außerdem zu essen und zu trinken geben. Der Jüngling aß sich nochmal ordentlich satt, dann legt' er sich schlafen. Auf einmal kommt der Fiskönig um acht Uhr abends, und gleich wie er in die Thür tritt, ruft er seiner Gemahlin zu „Ich rieche was Fremdes.“ „Was wäre das denn?“ sagte die Königin; „'s ist ja nichts hier.“ „Na leugne nur nicht, hole 's nur vor, das ist das Beste“ sagte der König weiter. Was half da langes Leugnen? sie sagte ihm denn: ein Kind aus fremdem Lande wäre hereingekommen, dem hätte sie Essen und Trinken gegeben. Da sagte der König „bring mir jetzt auch, wir wollen Abendbrot essen.“ Wie sie nun bei Tische saßen, da rief der König „nun mein Sohn, komm her zu uns und iß mit uns Abendbrot.“ „Ich danke, großmächtigster König“ antwortete der, „ich habe nun genug.“ „Nein nein, komm nur und iß mit.“ Da stand der Jüngling denn auf, setzte sich mit an den Tisch, aß und trank und legte sich dann wieder hin. Nun nahmen der König und seine Frau ein Spiel Karten und fiengen an um Geld zu spielen; der König aber sagte „komm her, mein Junge; du kannst mit spielen.“ „Geheileibe nicht, großmächtigster König!“ sagte der Jüngling; „dafür muß ich ja grade in der Irre wandern.“ Da sagte der König weiter nichts, aber nachher lud er noch einmal ein und dann noch ein drittes Mal; aber er kriegte jedesmal dieselbe Antwort. Da fragte ihn endlich der König, was er damit meinte, daß er dafür in der Irre wandern müste. Da erzählte der Jüngling denn seine ganze Geschichte, von dem alten Kaufmann der ihr Pathe war, und von dem Kartenspiel mit seiner Schwester;

wie er sie verfluchte und so verlor, daß niemand nichts mehr von wußte; „und nun“ fuhr er fort „such’ ich sie eben überall.“ Da klatschte die Fischkönigin gleich in die Hände, und lief hinüber in das andre Schloß wo der Bruder des Fischkönigs wohnte, dessen Frau war nämlich die arme Schwester. „Durchlauchtigste Princessin!“ rief sie ihr zu; hier ist Euer Bruder.“ Da zitterten der Armen die Knie daß sie ihrem Bruder nicht einmal entgegen gehn konnte. So faßte die Königin den Jüngling unter den Arm und führte ihn zu seiner Schwester: da erkannten sie sich wieder und weinten so viel daß ihnen fast das Herz brach.

Nun blieben sie eine kleine Weile so zusammen; dann sagte der Jüngling zu seiner Schwester „hör mal Schwesterchen, jezt sag einmal deinem Herrn Gemahle, er soll mitkommen und unser Land besehn; denn wenn er nicht mitkommt, so verliere ich dich doch wieder.“ Da packten sie auf der Stelle zwölf Rüstwagen voll Gold und Silber und zogen selbdritt in ihr Heimathland. Aber wie sie da ankamen, waren nun ihre Eltern schon so alt daß sie nicht mehr bis vor die Thür gehn konnten, auch der Kaufmann sammt seiner Frau waren schon sehr alt. Wie sie an ihres Vaters Haus kamen, da grüßte ihn der Jüngling „guten Abend, Herr Vater!“ „„Willkommen durchlachtigster Königssohn!““ sagte der Alte; „„wie könnt’ ich denn Euer Vater sein?““ „Und warum nicht, alter Vater?“ sagte jener; „können wir hier nicht Herberge für eine Nacht kriegen?“ „„Von Herzen gern!““ antwortete der andre; „„aber unser Haus ist grade nicht danach.““ „Ach alter Vater“ sagte der Jüngling, „wir übernachten wohl auch auf der Deele.“ So stiegen sie denn alle drei da ab und warteten auf der Deele den Morgen ab. Am Morgen aber gieng er zu seinem alten Vater „nun mein Väterchen, was fordert ihr für das Nachtquartier?“ „„Ei was soll ich denn von so einem stattlichen Kö-

nigssohne fordern! ich will nichts dafür haben.“ „Aber Väterchen, ich wills auch nicht umsonst haben“ sagte der Jüngling: da luden sie sechs Wagen voll Gold und Silber im Hofe ab; und für den zweiten Abend giengen sie zu dem alten Krämer. „Guten Abend, mein alter Herr Vater!“ sagte der Jüngling. „Willkommen, durchlauchtigster Königssohn“ war die Antwort. „Könnten wir wohl Quartier für die Nacht bekommen?“ „Herzlich gern, mein Königssohn“ war die Antwort; „mir hat das auch manchmal behagt, wenn ich auf den Handel gewesen war.“ Da setzte ihnen der Kaufmann ein gutes Abendbrot vor und gab ihnen auch gute Betten; darin lagen sie bis an den Morgen. Am Morgen fragte der Jüngling den Kaufmann, was er für die Nachtherberge haben wollte; der aber sagte „i was soll ich denn von dem durchlauchtigsten Königssohne fordern? gar nichts.“ Aber der andre sagte: er wollte nichts umsonst; da luden sie zwei Rüstwagen mit Gold und Silber vor dem Hause des Kaufmanns ab, und so blieben ihnen noch vier Wägen. Mit denen fuhren sie vor die Stadt, und wie sie ein Stückchen vors Thor waren, da begegnete ihnen der liebe Gott selber in Bettlergestalt und bettelte immerwährend, wie's solche Leute thun, die Straße entlang wo sie fuhren. Da warfen sie ihm aber das Gold nur so mit den Händen aus dem Wagen, daß der alte Mann es gar nicht ordentlich auflesen konnte. Noch ein zweites Mal kam er ihnen so entgegen und noch ein drittes Mal, und immer streuten sie ihm so viel hin, daß der alte Bettler (der der liebe Gott selber war) gar nicht rasch genug auflesen konnte. Da sagte er denn zu ihnen: ob sie sich etwas vom lieben Gott wünschten, daß er ihnen darin helfen könnte. Da sagte der Jüngling „ich wünsche gar nichts für mich; aber ich habe ein Paar alte Eltern, und ein Paar Pflegeeltern; wenn die vier nur wieder so jung

werden könnte wie wir, so lange wir leben.“ Da war der Bettler auf einmal vor ihren Augen verschwunden, und sie machte sich auf den Rückweg. Wie sie heimkamen, da waren die vier Alten wieder so jugendlich wie sie drei. Da erzählte er seinem Vater wie das gekommen wäre, aber sich selber wollt' er doch nicht ver-
rathen. Dann ließ sich des Fiskkönigs Bruder auch ordentlich mit Gesesen trauen, und so lebten sie in Freud' und Wonne ihr
Lebelang.

10. Die Princessin im Sarge.

Wo wars? wo wars nicht? Irgend wo auf der Welt war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter, wie dazumal in sieben und siebenzig Ländern keine zu finden war. Aber der König war nicht allein auf der Welt; außer ihm gabs noch einen andern König, der war noch hundertmal mächtiger und reicher; der hatte zwei Söhne, allebeide so schön, daß die Leute von der andern Seite der Erde kamen um sie zu sehen.

Nun geschahs daß der jüngere von beiden heirathen wollte; er machte sich also auf, um die schöne Königstochter zu werben, von deren Schönheit, Herzensgüte und Reichthum schon lange der Ruf überall hin gedrungen war. Unter Mühen und Drangsalen gelangte er bis zur Königstochter, und kaum hatt' er sie gesehn, so bat er auch schon ihren Vater um ihre Hand. Aber der König gab ihm seine Tochter nicht sogleich, sondern sagte zu ihm „Geh mein Sohn, wandle erst eine Weile von Land zu Land und sammle dir Erfahrung, und wenn du das gethan hast und in drei Jahren gesund wiederkommst, dann sollst du meiner Tochter ihre

Hand kriegen und mein Königreich dazu.“ Da wurde der Königssohn sehr traurig; aber weil er das Mädchen so lieb hatte, war er bereit für sie zu thun was man verlangte. Er nahm also von der schönen Königstochter Abschied, und machte sich unter großem Kummer auf den Weg.

Während er so in der Fremde umherreist, brachte sein größerer Bruder die Zeit in Freud' und Banne bei der schönen Königstochter zu, denn der hatte nun auch Lust gefriegt zu heirathen; und wie er hörte daß man seinen Bruder in die Fremde reisen geschickt hatte: nahm er sich heimlich vor, bis der wieder käme, müßte die Königstochter sein eigen sein. Aber die liebte nur den jüngeren Königssohn, da war all seine Mühe umsonst. Umsonst log er ihr vor, umsonst erzählt' er ihr: sein Bruder wäre ein ganz nichtsnutziger Mensch, liederlich, feige und lügnerisch; die Königstochter ließ sich einmal nicht von ihm abbringen.

Indessen waren die drei Jahre um, und alle beide Königsöhne kamen wieder in ihres Vaters Haus. Aber der zweite war kaum angekommen, so macht' er sich auch schon wieder auf den Weg zu seiner Braut. Der ältere mahnte ihn gleich von seinem Gange ab; log ihm vor, die Königstochter hätte ihn nicht lieb, und wenn sie ihn auch lieb hätte, so verdiente sie doch gar nicht daß er sie nähme, denn sie wäre keine achtbare Person. Da blieb denn der Jüngere da, auf die Lügenreden seines Bruders hin; das Mädchen aber wußte gar nicht was sie von der Sache denken sollte. Sie wartete und wartete, und dachte nur immer daran, wie die drei Jahre schon lange um wären und ihr lieber Königssohn immer noch nicht wieder käme. Zuletzt nach so langem unnützen Warten fieng sie an zu verzweifeln, und aß und trank nicht mehr; sie war immer traurig, verwünschte oft ihren alten Vater, weil er ihren Bewerber weggeschickt hätte, daß er in die Fremde wandern

musste, und weil er nicht ehrlich gegen ihn gewesen wäre. „Nun wart' ich noch drei Tage“ sagte sie einmal ganz traurig zu ihrem Vater, „und wenn er da noch nicht kommt, dann sag' ich dieser bösen Welt adé und sterbe; aber ich verwünsche dich, daß du mich in der Grabkammer in der Kirche begraben und jede Nacht einen Bewaffneten als Wache daverstellen mußt.“

Die drei Tage giengen herum und der jüngste Königssohn kam nicht. „Nun ist mein Liebster nicht gekommen“ sagte die Königstochter traurig, „und die drei Tage sind herum; nun muß ich sterben, Vater; aber vergiß nicht was ich gesagt habe.“ Da starb sie. Nun wurde sie ganz in weiße Seide und Sammt gekleidet und in einen goldenen Sarg gelegt, die ganze Stadt aber mit schwarzem Tuche behängt. Wie sie sie grade in die Grabkammer bringen wollten, kam der ältere Königssohn dazu, und wie er das Glockengeläute hörte und das schwarze Tuch sah, fragte er „wem läuten sie denn da? um wen trauert denn die Stadt?“ Da antworteten alle Leute auf der Straße samt und sonders an allen Ecken und Enden „Der Königstochter, um die Königstochter.“ Bei diesen Worten sank der Königssohn beinahe um, aber er mochte doch nicht gleich glauben daß es wirklich wahr wäre. Denn so gehts gewöhnlich: wenn uns ein Unglück erzählt wird, so mögen wirs nicht glauben; ist's aber etwas gutes, wenns auch nicht wahr ist, so glauben wirs gern gleich. Darum gieng auch der Königssohn erst zum Könige hin, fand ihn sehr traurig und fragte ihn „warum ist mein königlicher Vater so traurig?“ „„Wie sollt' ich nicht traurig sein, mein Sohn; meine einzige Tochter ist gestorben aus Kummer um deinen Bruder, und hat mich verwünscht, ich sollte sie in der Grabkammer in der Kirche beisetzen, und jede Nacht einen Bewaffneten Wache dran halten lassen.““ „Ja daß sie gestorben ist“ sagte der Königssohn, „das macht mich

auch traurig; aber das mit der Bewachung macht mir ganz und gar keinen Kummer: jetzt will ich diese Nacht wachen, dann kann leichter wer da will wachen.“ So geschahs denn. Der Königssohn rüstete sich vollständig, und wie es Abend wurde, gieng er in die Kirche wo sie die Königsstochter beigesetzt hatten. Da schritt er denn fest auf und ab; auf einmal, wie es zehn schlug, thats einen entsetzlichen Schlag durch die Kirche, alles krachte was nicht niets und nagelfest war: auf einmal springt die Thür der Grabkammer mit furchtbarem Getöse auf, und die Königsstochter tritt heraus. „Alha, Verführer“ schreit sie, da bist du? Du hast also deinen guten Bruder verführt? Dafür mußt du jetzt sterben, und wenn du tausend Seelen hast.“ Damit stürzt sie auf den Königssohn los, und reißt ihn riz raz in tausend Stücke. Dann laß sie seine Gebeine zusammen, steckte sie hinten unter den Altar, gieng wieder in ihr Grabgewölbe, und die Thür schlug mit furchtbarem Getöse hinter ihr zu.

Der König wartete indes den Morgen kaum ab; es dämmerte noch, da ließ er schon die Glaskutsche anspannen und fuhr vor die Kirche, um zu sehn was aus dem Königssohne geworden wäre. Er klopfte lange, und endlich mußten sie die Kirchthüre aufbrechen. Nun sucht' und sucht' er den Königssohn und fand ihn immer nicht. Auf einmal wie er an den Altar herantritt, findet er seine Gebeine; aber da erschrack er sehr, setzte sich gleich wieder in seine Kutsche und flog heim.

Nun kam es alsbald dem jüngsten Königssohne zu Ohren daß die Königsstochter gestorben wäre; da rüstete er gleich alles zur Reise Nöthige, und machte sich auf den Weg zu ihrem Vater, um genauere Nachrichten darüber einzuholen. Der König dachte grade, wer nun die nächste Nacht wohl bei der Königsstochter wachen sollte: da kam der jüngste Königssohn und bot sich auch

gleich dazu an. Er hängte sich also seine Geldflasche um den Hals, schnallte den Säbel um und gieng in die Kirche. Eine Weile gieng er auch kühn als Schildwacht auf und ab, wie sein Bruder gethan hatte; auf einmal aber frachte alles was nicht niert und nagelst war: es schlug zehn, die Gewölbethür sprang mit großem Getöse auf, und die Königsstochter kam heraus. „Alha Treulosser, bist du da? jetzt mußt du sterben, und wenn du tausend Seelen hast.“ Da packte sie den Königssohn und riez raaz riß sie ihn in tausend Stücke; dann laß sie seine Gebeine zusammen, versteckte sie hinter den Altar und gieng wieder ins Gewölbe: die Thür aber schlug mit großem Krachen hinter ihr zu.

So giengs den dritten, vierten, fünften Abend. Zuletzt konnte der König schon keinen Mann dazu bekommen. Die Königsstochter verzehrte sie alle. Da galt's nun Geld und gute Worte, was er machen sollte. Grade um diese Zeit gerieth ein alter abgedankter Kriegermann in die Stadt; wie der erfuhr, warum der König so traurig war, sagt' er zu ihm „Großmächtigster König, ich will deine Tochter bewachen, wenn du mir für jede Nacht eine Meße Dukaten gibst.“ Da freute sich der König sehr und versprach dem Ritter Janus (denn so ließ sich der abgedankte Soldat nennen) seine Meße Dukaten. Da gieng denn Ritter Janus auf die Kirche zu; aber wie er in die Thüre trat, bedachte er auf einmal, was er doch für eine schwere Sache übernommen hätte, und sagte bei sich selbst „wahrhaftig du bist ein rechter Narr gewesen! Wenn sie soviel Menschen gefressen hat, dann wird sie dich auch nicht am Leben laßen! Nein ich geh nicht hinein, ich laufe weg aus der Stadt,“ und dabei lief er zum Thor hinaus, fort über Berg und Thal. Wie er grade über einen Zaun der Gärten vor der Stadt springen will, da schreits auf einmal hinter ihm „halt Freund, halt!“ Er sieht sich um, da steht da ein altes

graues Männchen hinter ihm. „Was wollen Euer Gnaden, alter Vater!“ ruft er ihm zu. „Ach ich will dir nur sagen, du möchtest wieder umkehren wo du hergekommen bist. Ich weiß daß du dich angeboten hast die Königstochter zu bewachen; aber dann ist dir eingefallen, da könntest du auch sterben müssen, und da bist du davon gelaufen. Ich will dir aber einen guten Rath geben: fehr um und fürchte dich nicht; nimm deine Waffen und geh feck in der Kirche auf und ab; paß aber auf wenns zehn schlägt, dann klettere auf den Turm und versteck dich unter die mittellste Glocke; sei nicht bange, da findet dich die Königstochter nicht; am Morgen aber bei guter Zeit komm wieder her, da findst du deinen alten Vater hier, da wollen wir die Meße Dufaten theilen.“

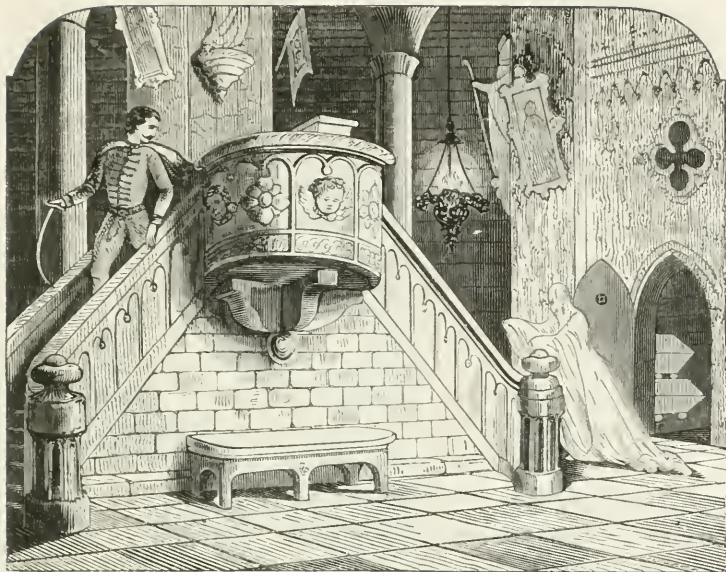
Ritter Janus fehrte richtig wieder um und that wie ihm der Alte gerathen hatte. Eine Weile gieng er in der Kirche immer auf und ab: auf einmal schlugs zehn, da lief er schnell in den Turm und versteckte sich unter die mittellste Glocke; aber kaum war er drunter, da sieng sie auch an zu lauten, wie die Gewölbe- thür aufsprang. Die Königstochter kam heraus, und wie sie sich umfuchte, sah sie niemanden. „So! also jetzt brichst du deinen Eid auch, mein königlicher Vater?“ Endlich bedachte sie sich doch, und eilte nun in großer Hast zum Turme hinauf, unterwegs aber fehrte sie alles sorgfältig um und um und durchsuchte es; wie sie grade sich an die mittellste Glocke machen wollte, da schlugs zwölf. „Du hast's getroffen“ schrie sie da, „daß grade die Stunde schlägt wo ich wieder in den goldnen Sarg muß, nun hab' ich oben keine Macht mehr.“ Dann stieg sie hinunter ins Gewölbe und die Thür schlug krachend hinter ihr zu.

Ritter Janus froch mit großer Freude aus seinem Glocken- verstecke vor und gieng bis es dämmerte vergnügt in der Kirche

auf und ab. Wie aber der Morgen graute, war auch der König schon da in seiner Glaskutsche und suchte durchs Schlüsselloch: Da sah er daß Ritter Janus so munter war wie ein Fisch im Wasser, da gieng er lustig bis an die Thür und dann wieder ein Stückchen weg, und schrie laut „mach auf, mein Ritterchen, mein Junge!“ Janus machte gleich auf, der König führte ihn am Arme aus der Kirche und setzte ihn in seine Kutsche. Wie sie ins Schloß gekommen waren, kriegte Janus seine Mege Dukaten vom Könige, und nun machte er sich damit gleich dorthin auf den Weg wo er den alten Mann zu finden hoffte; der war auch richtig da, und da theilten sie die Dukaten unter sich. „Nun“ fragte der Alte, „hast dich also nicht gefürchtet?“ „„Doch ein bißchen habe ich mich gefürchtet, nun ist's aber vorbei; aber diese Nacht — wie wollen wir's da machen? wo soll ich mich da hinverstecken daß sie mich nicht findet?““ „Steck dich hinter den Altar“ sagte der Alte, „unter den vielen Menschenknochen friegt sie dich nicht.“ „„Danke schön, mein alter Vater““ sagte Ritter Janus und verabschiedete sich von dem Alten; der rief ihm aber noch nach „aber dann vergiß deinen alten Vater nicht.“ „„Nein, gewiß nicht““ rief ihm Janus zurück. Wie er wieder in die Stadt kam, gieng er von Schenke zu Schenke und trank so lange bis es dämmrig wurde, dann gieng er in die Kirche. Da gieng er denn auf und ab, bis es zehn schlug: da lief er so schnell er konnte hinter den Altar und versteckte sich unter den Menschenknochen. Die Gewölbethür sprang nun mit großem Krachen auf und die Königstochter kam heraus. „Nun seh' ich, ich muß dich ganz ordentlich verfluchen, königlicher Vater!“ schrie sie, dann besann sie sich aber und stürmte wüthend den Turm hinan, fand aber freilich den Wächter nicht. Dann kam sie wieder herunter und steng an alles hin und herzuwerfen; eben sollte die Reihe auch an die Gebeine kommen

— da schlug's zwölf. „Du hast's getroffen“ schrie sie, „daß grade die Stunde schlägt wo ich wieder in den goldnen Sarg muß schlafen gehn, nun hab' ich oben keine Macht mehr.“ Damit gieng sie in die Grabkammer und die Thür schlug krachend hinter ihr zu.

Ritter Janus kroch nun munter hinter seinen Knochen vor und gieng fröhlich bis an den Morgen in der Kirche auf und ab. Wie es dämmerte, war der König in der Glaskutsche wieder da, und wunderte sich sehr daß er Ritter Janus am Leben fand. „Das muß wahrhaftig ein großer Mann sein“ dacht' er bei sich; dann führt' er ihn wieder am Arme aus der Kirche und setzte sich mit ihm in die Glaskutsche. Ritter Janus kriegte seine Meke Dufaten, gieng damit zu dem Alten, und da theilten sie sich wieder drein. „Noch eine Nacht ist zurück“ sagte Ritter Janus, „nun rathe mir, mein alter Vater: was soll ich da thun?“ „„Da bekümmere dich nicht. mein Sohn! Wenn du denkst daß es zehn Uhr ist, so steig auf die Kanzel, nimm ein Buch in die Hand und kümmerge dich um nichts was die Königstochter thut oder spricht; will sie aber auf dich losgehn (die Kanzel hat nämlich von jeder Seite eine Treppe) und steigt auf der einen Seite herauf, so steig du auf der andern hinunter, lauf in die Grabkammer und leg dich in ihren leeren Sarg, da kann sie dir kein Leid thun: aber dann vergiß auch deinen alten Vater nicht.““ „Schön, schön, alter Vater!“ sagte Ritter Janus; dann gieng er wieder in die Stadt, und aß und trank bis zum späten Abend: dann aber gieng er in die Kirche, setzte sich gleich auf die Kanzel, nahm ein Buch in die Hand und las bis es zehn schlug. Auf einmal schlug, die Grabkammerthür fuhr mit großem Gefrach auf, und die Königstochter kam heraus. „Aha, nun hat mein Vater keine Soldaten mehr, da hat er einen Pfaffen geschickt daß er mich bewachen soll“ schrie sie laut, und rannte grade auf die Kanzeltreppe los. Aber



Ritter Janus rannte rasch auf der andern Seite herunter, gieng ins Grabgewölbe und legte sich in den goldnen Sarg hinein, die Königstochter ihm nach, aber er war schon an Ort und Stelle. „Steig aus meinem Sarge, steig aus meinem Sarge“ bat nun die Königstochter, aber Janus kümmerte sich viel um das was sie sagte. „Steig heraus, steig heraus, mein süß-Herzenslieb, steig heraus aus meinem Sarge“ rief sie immer fort. Aber Janus sagte nicht mucks, als hörte er sie gar nicht. Auf einmal fiengs an zwölf zu schlagen: da bat sie ihn noch viel heftiger, aber Ritter Janus blieb ruhig liegen. Wie aber der zwölfte Schlag verflungen war, da küßte die Königstochter den Janus, und sagte heiter und froh „nun steh auf, nun bin ich dein auf ewig: dir dank’ ich das Leben, du hast mich befreit aus einem Zustande der schlimmer war

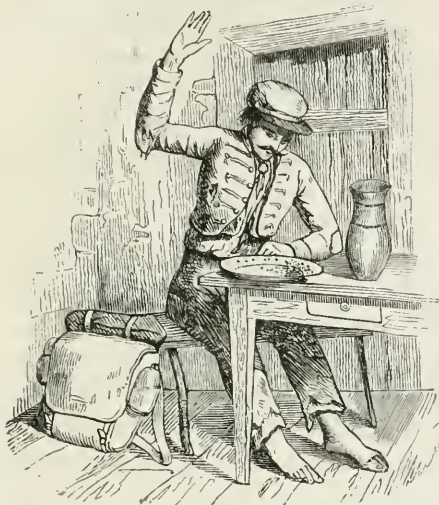
als der Tod. Wärest du vor zwölf Uhr aus dem Sarge gestiegen, so wär' ich vielleicht auf ewig so lebendig tot geblieben: aber jetzt wollen wir heim gehn und hier nicht länger im Hause der Geister und Gespenster bleiben." Da faßten sie einander bei der Hand und wandelten zusammen heim in des Königs Schloß. Wie der alte König seine Tochter sah, starb er auf der Stelle vor Freude: Ritter Janus nahm die Königstochter und das Königreich fiel ihm nun auch zu. Da hielten sie eine große Hochzeit, und in der großen Lustigkeit vergaß Janus den alten Mann, und der zweite und dritte Abend gieng hin, ohne daß er ihm das Gold gebracht hätte.

Auf einmal wie sie so in der besten Freude sind, tritt ein alter Mann in die Thür und fragt mit lautdonnernder Stimme „wo ist Ritter Janus?“ „„Hier ist er““ rief Ritter Janus und trat ihm entgegen; „„ach mein alter Vater, mein alter Vater! ach ich habe ja meinen alten Vater ganz vergessen!““ „Ja“ rief der Alte, „jetzt kommt nur und folgt mir.“ Da führte er den Janus mit seiner Frau zum Schlosse heraus bis ans Thor der Stadt in eine kleine Hütte. Wie sie hineingetreten waren, nahm der Alte einen Säbel aus der Ecke und sagte ganz zornig „nun müßt ihr alle beide sterben.“ Da baten und flehten sie: er möchte ihnen doch dießmal noch verzeihen. „Nun dieß Eine Mal verzeih' ichs euch“ sagte der Alte, „aber wenn ihr reich geworden seid, vergesst den Armen nicht. Geht heim in Frieden.“

II. Hundert auf Einen Streich.

Wo wars? wo wars nicht? Da war mal wo auf der Welt ein Handwerksbursche, der hatte im Himmel und auf Erden nichts

weiter als einen lumpigen Groschen. Mit dem machte er sich auf die Wanderschaft. Wie er so wandert über Berg und Thal ohne Raß und Ruh, da wurd' er sehr hungrig. Er gieng also in ein



Wirtshaus und ließ sich für seinen Groschen eine Satte saure Milch geben. Nun aß er und aß er seine saure Milch: aber da setzten sich eine entseßliche Menge Fliegen auf seinen Teller: auf die schlug er in seinem Zorn mit der flachen Hand los, und dann zählt' er wie viel er totgeschlagen hatte: da waren's grade hundert tote Fliegen.

Da wurde er sehr lustig, nahm eine Tafel und schrieb mit großen Buchstaben darauf „Ich bin der der hundert auf Einen Streich totgeschlagen hat;“ und die Tafel machte er sich auf den Rücken fest.

Nun wandert' er weiter ohne Raß und Ruh immer zu um eine große Königsstadt herum; da sah der König vom Altane aus die großen Buchstaben und sandte seinen Diener, er sollte nachsehen was dem Menschen auf dem Rücken geschrieben stünde. Der Bediente sah sichs an und berichtete dem Könige was darauf stünde. „Schnell ruf mir den Menschen her“ sagte der König, „so einen kann ich grade brauchen.“ Der Diener rief ihn her.

„Warum habt Ihr mich rufen lassen, gnädigster Herr?“ fragte der Handwerksbursche. „Ja ich habe dich nur darum rufen lassen“ sagte der König „weil ich hier im Walde eine Kirche habe, da wirtschaften zwölf Bären drin; schon viele Menschen sind drin umgekommen, da dachte ich du könntest ihnen vielleicht den Garaus machen.“ „„Den Garaus will ich ihnen schon machen, gnädigster König““ sagte der Bursche, „„gebt mir nur auf ein halb Jahr gut Essen und Trinken, dann versprech' ich sollen die Bären nicht wieder hineinkommen.““ Das bewilligte ihm der König denn auch; der Handwerksbursche aber dachte bei sich so: „wenn ich auch sterbe, so hab' ich doch wenigstens ein halbes Jahr lang gut gelebt, also schadet das nichts“; und so aß und trank er denn immer drauf los. Wie das halbe Jahr um war, ließ er wies Abend wurde zwölf große Schaffer Wein in der Kirche aufstellen, und eine ebensolche Menge Brot und Fleisch: all dieß stellte er mitten in der Kirche schön in Ordnung, aber so daß man's nicht gleich sah, und sich selber versteckte er unter die Bänke. Auf einmal kamen gewaltig brummend die zwölf Bären, und langten gleich gehörig zu mit Essen und Trinken: sie fraßen alles auf und nahmen immer ein Schlückchen dazwischen: sie büßten aber auch dafür, denn sie wurden alle von dem Weine betrunken. Wie sie nun so im Rausche alle durcheinander purzelten, froch unser Schneider unter den Bänken vor und schnitt ihnen allen die Köpfe ab; dann räumte er in der Kirche hübsch ordentlich auf, nur die Bären ließ er auf einem Haufen liegen.

Am Morgen bei guter Zeit, wo der König kaum aufgestanden war, meldete er ihm, daß die Bären tot wären; da zog sich der König vollends an und kam mit um sie zu besehen. Aber da wunderte er sich schön, daß er die Bären alle mauſetot im Winkel liegen sah. „Ja wie haſt du die denn totgemacht?“ fragte er den

Handwerksburschen. „Nu sie kamen auf mich los und wollten mich zerreißen, aber ich ließ sie alle über die Klinge springen, einen nach dem andern“ sagte der Bursche. „Nun da geb' ich dir noch einen Auftrag“ meinte der König; „wenn du den auch ausführst, dann sollst du mein halbes Königreich und meine Tochter haben.“ „„Was solls denn sein?““ fragte der Schneider. Der König aber fuhr fort „ich habe hier einen sehr schönen Garten, darin walten drei Riesen; wenn du die umbringst, so sollst du kriegen was ich eben gesagt habe.“ „„Recht gerne, gnädigster König!““ antwortete der Handwerksbursche, „„nur um ein Vierteljahr bitt' ich, und während der Zeit die stattlichste Verpflegung in allem.““ Er erhielt auch was er verlangte, und wartete nun ruhig die ausgemachte Zeit ab, und das dauerte auch nicht lange. Was sollt' er aber nun machen? Dacht' er bei sich selber, wie sollt' er die Riesen umbringen? An alles Mögliche dacht' er hin und her; endlich gieng er auf den Markt, kaufte sich da etwa für zwei Groschen einen Käse und eine Perche, und gieng damit heim. Wie nun der Abend kam, gieng er in den Garten, und gleich am Thore traf er den größten und stärksten Riesen.

„Ich weiß wol was du willst“ sagte der Riese; „du willst uns alle umbringen, aber da wird nichts draus; wir wollen gleich einmal eine Probe machen, wer den andern bezwingen kann. Hier hast du ein Stückchen Stein; wenn du das so zusammendrücken kannst wie ich, dann können wir sehen mit einander ringen,“ und damit packte er den Stein und zerbröckelte ihn, das andre Stück aber gab er dem Schneider. Der nahm flugs den Käse aus der Tasche, drückte ihn an den Stein und zeigte die geschloßne Faust dem Riesen. „Kuck mal her Kamerad, das ist was Rechtes was du kannst; jetzt thu mal was ich thue und drück auch Wasser aus dem Steine.“ Der Riese probiert' es, aber er konnt'

es nicht. „Wir wollen noch eine Probe machen“ sagt' er ärgerlich, denn er schämte sich. „Hier hab' ich meine große Keule, wirf die mal so weit wie ich.“ „„Ich werds schon probieren““ sagte der Handwerksbursche. Nun sagte der Riese den fürchterlichen Kolben und schlenderte ihn so hoch in die Luft, daß, wie er wieder herunter kam, schlug er ein Loch von Mannsdicke in den Boden und fuhr zwei Klafter tief hinein. Der Schneider gieng drum hin und wollte ihn wieder heraußhaben, aber das gieng ganz und gar nicht, da that er denn rasch Erde drauf, und ließ zugleich die Lerche aus der Tasche fliegen, und die flog so furchtbar geschwinde in die Höhe daß man gar nicht ordentlich sehn konnte was es eigentlich war. Der Riese wartete aber immer bis er herunterfallen würde. „Ja Kamerad“ sagte der Schneider, da kannst du lange warten; „der fällt nicht wieder herunter, der ist bis über den Himmel geflogen, Gott weiß in welche Welt!“ Da erschraf der Riese und sagte „Nein so einen Burschen hab' ich noch nicht gefunden; jest seh' ich, mit dir kann ich nicht ringen und du auch mit mir nicht; meine beiden Kameraden sind noch schwächer wie ich, da hilft eine Probe noch weniger zu was, ich weiß die können dich nicht bezwingen, aber ich will sie doch herrufen.“ Da pffiff er, und im Augenblick erschienen die beiden andern Riesen. „So einen Burschen haben wir noch nicht gefunden“ sagt' er zu ihnen; mit dem kanns keiner von uns aufnehmen; da hab' ich denn gedacht: wie wärs wenn wir ihn in unsern Bund aufnehmen?“ „„S das wäre ja prächtig!““ sagten die andern beiden Riesen; „„aber du bist doch einverstanden?““ fragten sie den Schneider. „Mir ist alles eins“ meinte der, „wenns nur gut zu eßen und zu trinken gibt;“ und somit nahmen ihn die Riesen zum Kameraden an.

Sie aßen und tranken nun bis sie satt waren, dann legten

sie sich schlafen: aber keiner von allen Dreien wagte ein Auge zuzuthun. Der Handwerksbursche fürchtete sich vor den Riesen und die Riesen vor dem Handwerksburschen, und so giengs die ganze Nacht. Am andern Tage thaten sich die Riesen zusammen, wie sie ihn umbringen könnten; sobald er schlief, meinten sie, sollte ihm einer mit der Keule den Kopf einschlagen. Unser Schneider aber merkte daß sie ihm aus Leben wollten: darum holte er sich eine große Blase, die füllte er mit Ochsenblut, und wie er sich hinlegte, legte er sie so zurecht als wäre sie sein wirklicher Kopf. Die Riesen warteten nun nur drauf, daß er einschlief. Gleich streckte einer den Fuß leise aus und rührte mit der Zehenspitze an den Kopf d. h. an die Blase, dergestalt daß das Blut ihm bis in die Augen spritzte. Da lief er voller Freude zu seinen Kameraden, und wie die sahen daß er blutig war, dachten sie gleich, er hätte ausgeführt was sie ausgemacht hatten, und in ihrer Freude richteten sie ein ungeheures Gelag zu und aßen und tranken bis sie selber dalagen wie die Weinsäßer. Mehr brauchte der Schneidergeselle nicht. Wie sie recht süß schliefen, stürzte er über sie her und schnitt ihnen allen dreien den Kopf ab.

Am Morgen wie es dämmerte, meldete ers dem Könige: die Riesen wären tot. Da wunderte sich der König sehr, was der Handwerksbursche für ein außerordentlicher Mann sein müßte; was er selber kaum zu träumen gewagt, daß er das ausgeführt — und gab ihm auf der Stelle seine Tochter.

Wie sie nun eben sich wollten trauen lassen, da kriegte der König grade einen Brief, in welchem ihm der Nachbarkönig den Krieg ankündigte; außerdem stand in dem Briefe geschrieben: sowie er den Brief bekäme, sollte er sogleich aufbrechen. „Ach mein lieber Sohn“ hat da der König; „geh du doch an meiner Stelle und führe mein Heer; sieh ich bin schon alt und habe die

Kräfte nicht mehr wie du: hernach sollt Ihr auch gleich getraut werden, wenn du aus dem Kriege heimkommst.“ „Necht gern, mein königlicher Vater““ sagte traurig der Handwerksbursche, und machte sich auf den Weg. Nun führten sie ihm aus des Königs Marstall die schönsten Kriegsrösse vor; aber er wollte sich auf keins von allen setzen, weil er noch niemals in seinem Leben zu Pferde gesessen hatte; darum sagte er: sie sollten ihm nur ein schlechtes Ackerpferd bringen, er brauchte keine Auszeichnung wenn er in den Krieg gienge. Da brachten sie ihm denn einen Ackergaul; wie sich der große Königssohn auf den setzte, lachten sie Alle rings herum: er aber machte sich nichts draus, sondern ritt vor dem Heere her und das Heer hinterdrein. Wie sie auf den Feind stießen und auf beiden Seiten die Trompeten zu schmettern anfiengen, da scheute das des Schlachtenlärms ungewohnte Pferd und lief über Berg und Thal querfeldein. So rannte es auch an einem hölzernen Kreuze vorbei das da stand, und weil der Königssohn bange war er stiele herunter, so umfaßte er das Kreuz, aber das brach unten ab und er behielt's in den Händen, weil es nicht losließ. Jetzt entsetzte sich das Pferd noch hundertmal mehr und rannte auf einmal gradesswegs auf den Feind. Wie der feindliche König das Kreuz sah, dacht' er es wäre der Ungargott selber, und schrie laut „Gewehre nieder! Das ist kein ehrlicher Krieg: der Ungargott selber zieht gegen uns zu Felde.“ Die Soldaten legten alle ihre Gewehre auf den Boden, ließen sie da liegen und liefen davon. Da las sie der Handwerksbursche (oder eigentlich der Königssohn) alle auf und kehrte als Sieger zu seinem königlichen Schwiegervater heim.

Da wurde er denn auf der Stelle mit der Königstochter getraut, und in seiner Freude übergab ihm der König auch die Regierung ganz und gar. Sie hielten nun eine große Hochzeit, so

groß, daß sie in der ganzen Welt davon sprachen, aber wie sie schlafen gegangen waren, fieng der junge Ehemann an, im Schlafe immer zu sprechen „wo ist mein Bügeleisen? wo ist der Zwirn? wo ist die Nadel?“ und dergleichen. Wie die Königstochter das hörte, konnte sie den Morgen kaum erwarten, und dann sagte sie alles ihrem Papa, von welcher Herkunft nur ihr Mann sein möchte: der spräche fortwährend von Bügeleisen, Zwirn und Nadeln. Da fragte der König seinen Eidam, wie er von so was träumen könnte. Der aber antwortete: er wäre gestern vor der Trauung noch in einem Schneiderladen gewesen, um sich einen Knopf ansetzen zu lassen, und da hätten sie immer von dergleichen Zeug gesprochen; darum hätte er davon geträumt. Nun sagte der König seiner Tochter, wovon die ganze Geschichte hergekommen wäre, und da söhnten sie sich miteinander aus und lebten nachher ihr Lebtag glücklich. Aber der alte König und seine Tochter wissen bis auf den heutigen Tag noch nicht, von welchem Stoffe der Königssohn d. h. der Schneiderbursche eigentlich war.

12. Die sieben weisen Meister.

(Ein Bruchstück.)

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn. Die Königin starb und hinterließ dem Könige ein Testament, darin stand geschrieben: er sollte seinen Sohn in der Weisheit unterrichten lassen. Erst einige Zeit nach dem Tode der Königin fand der König ihre Verordnung; sogleich schrieb er an die sieben weisen Meister, sie möchten doch einmal vor ihm erscheinen. Die Weisen kamen auch vor den König, da sagte der König zu ihnen „hört

mich an, ihr weisen Meister! Meine Gemahlin hat ein Testament hinterlassen, das lautet: ich soll meinen Sohn in der Weisheit unterrichten lassen.“ Da sagte der erste Meister „ich lehre ihn in Einem Tage soviel Weisheit als ich selber verstehe.“ Der Zweite sagte „ich lehr' ihn in zwei Tagen ebensoviel Weisheit als ich selber verstehe.“ Ebenso sagte der Dritte „ich in drei Tagen,“ der Vierte „in vier Tagen,“ und so die andern weiter bis zum Siebenten.

Da nahmen die weisen Meister den Knaben mit und richteten ihm ein Lernzimmer ein, aber sie selber giengen nie zu ihm. Indes verheirathete sich der König wieder und nahm eine junge Königstochter zur Frau; gegen die rühmte nun der König sehr, daß er einen so schönen Sohn hätte. Darum bat sie den König immer und immer wieder, er möchte doch seinen Sohn einmal heimberufen, weil sie ihn so gern sehn möchte. Da schrieb der König denn an die sieben weisen Meister: sie sollten seinen Sohn mal zu einem Besuche heimreisen lassen. So wie die sieben weisen Meister den Brief bekamen, hielten sie gleich Rathsversammlung, ob sie den Jüngling sollten heimreisen lassen, oder nicht: denn sie hatten ihn noch gar nichts gelehrt. Sie beschloßen aber, sie wollten einmal probieren. Da giengen sie hinaus, nahmen ein Hoslunderblatt, zerrißen es und legten es unter zwei Füße der Bettstelle in der der Jüngling zu schlafen pflegte. Wie er dießmal drin schlief, merkte er's gleich, und fragte die weisen Meister, was das wäre: die Bettstelle wäre auf einmal auf der einen Seite niedriger wie auf der andern. Da sahen sich die Weisen an und staunten, daß er etwas gelernt hatte, und sie hatten ihn doch nichts gelehrt. Da sagten die Weisen zu dem Königssohne „jetzt wirst du heimreisen, aber vorher wollen wir hinausgehn und die Sterne fragen, ob es für Deine Hoheit gut sein wird zu reisen.“ Nun giengen sie

und betrachteten die Sterne, dann sagten sie zu dem Königssohne, „ja, Deine Hoheit kann getrost heimreisen.“ Aber der Königssohn sagte „ich will selber einmal hinausgehn und die Sterne auch ansehen, obs wirklich gut ist heimzureisen.“ Nun gieng er und bemerkte neben einem großen Sterne einen ganz kleinen, der bedeutete für ihn: daß, wenn er dort sprechen wollte, so müßte er sterben; wenn er sich stumm stellte, so bliebe er am Leben. Da gieng er und sagt' es den weisen Meistern „hört, Ihr seid doch die Weisen und habt zu mir gesagt, ich könnte ruhig heimreisen; da hab' ich einen kleinen Stern neben einem großen gefunden, der hat mir angezeigt: wenn ich dort spreche, so muß ich sterben; stell' ich mich aber stumm, so bleib' ich am Leben. Wenn Ihr's nicht glaubt, so geht und seht selber zu.“ Da giengen die Weisen hinaus, sahen sichs an, und sagten dann zu dem Königssohne „wahrhaftig Deine Hoheit hat recht: aber wenn etwas vorfallen sollte — wir wollen Dir schon zu Hülfe kommen.“

Der Königssohn reiste also nachhause, stellte sich dort aber stumm, und er grüßte Niemanden, auch seinen Vater nicht. Da wurde der König sehr unwillig, daß sie seinen Sohn nicht Weisheit gelehrt sondern ihn stumm gemacht hätten. Er gab ihm darum ein besonderes Zimmer, damit er für sich allein wäre und keinen Anstoß gäbe. Da sagte die Königin zu ihrem Gemahle „höre wenn dein Sohn wirklich sprechen kann, so will ich dir's schon zeigen daß er auch jetzt reden soll.“ Darauf gieng sie zu dem Jünglinge hinein und fieng an mit ihm zu plaudern, er aber achtete gar nicht drauf. Auf jede nur mögliche Art bestürmte sie ihn und suchte ihn zum Sprechen zu verleiten; so sagte sie zu ihm „hör mein lieber Junge! wenn du nur irgend sprechen kannst, so sprich ruhig mit mir: siehst du dein Vater ist ein alter Mann, ich aber bin jung; dann sollst du alles haben was du nur wünschst.“

Der Jüngling gab ihr aber auf nichts Antwort. Da stürzte die Königin auf einmal aus seinem Zimmer heraus, zerriß und zerraupte sich Kleider und Haare, und schrie: ihr Sohn drin hätte ihr wollen Gewalt anthun. So mit fliegenden Haaren lief sie zum Könige und bat, er möchte seinen Sohn aufhängen lassen, denn er verdiente nicht, daß man ihm ins Gesicht spuckte. Auf der Stelle ließ der König einen Galgen bauen und wollte seinen Sohn daran hängen lassen, aber die Weisen erfuhrens noch zu rechter Zeit und kamen schnell, den Königssohn zu retten.

Der erste Weise kam grade dazu, wie sie den Königssohn in die Höhe ziehen wollten; schnell drängte er sich durch die Menge durch, und gieng den König an, er möchte ihn doch wenigstens noch einen Tag eingesperrt lassen, dann würde der Jüngling schon reden. Der König begnadigte seinen Sohn auch so weit, daß sie ihn an dem Tage noch nicht aufhängten. Wieder am zweiten Tage, wie sie ihn schon aufknüpfen wollten, kam der zweite weise Meister dazu; der rettete ihn wieder davon, daß sie ihn an dem Tage noch nicht hängten. So giengs fort bis der letzte weise Meister angekommen war; wie der ankam, gieng er schnurstracks zum Könige und nahm den Königssohn gleich mit. Dann sprach er zum Könige „wenn du diesen deinen einzigen Sohn willst hängen lassen, so machst du grade wie einmal ein alter Edelmann. Der war auch Wittwer geworden, und da nahm er ein junges Mädchen zur Frau“ . . .

Hier hielt der Meister inne und schwieg. Der König brannte nun darauf, die Geschichte von dem alten Edelmann zu hören; er bat also den weisen Meister, doch fortzufahren. Aber der sagte „das thu' ich nur unter der Bedingung, daß der König seinen Sohn begnadigt.“ Das that der König denn auch. Da fuhr der Weise fort: „Großmächtigster König! Der alte Edelmann hatte also eine

junge Frau genommen, grade wie Eure Majestät; aber diese junge Person machte sich jede Nacht heimlich vors Schloß in die Stadt. Nun merkte es der Alte einmal, daß seine Frau nicht mehr da war; er stund also auf und untersuchte die Thüre, und fand daß sie offen stand. Jetzt gieng er und suchte seine Frau, aber er konnte sie nicht finden; da fiel dem alten Manne ein, er könnte ja die Thüre zuschließen: er gieng also wieder hinein und schloß zu. Nach einer Weile kam seine Frau wieder, da war die Thüre zu. Nun rief sie durchs Fenster ihrem Manne zu, er möchte doch die Thüre aufmachen, aber der wollte nicht. Er rief ihr vielmehr zu „ich mache nicht auf, warum bist du so liederlich und treibst dich draußen herum: gleich wenns dämmert werden die Wächter kommen, da sollst du schon dein Decem kriegen.“ Seine Frau rief wieder hinein „liebes Herz, so höre doch: ich bin ja nicht auf schlechten Wegen gewesen; meine Mutter liegt auf den Tod, die hab' ich besuchen wollen“; aber der Alte wollte ihr nicht aufmachen. Da nahm seine Frau einen Stein und warf ihn in den Brunnen unter seinem Fenster; da sollte ihr Mann denken, sie wäre vor Verzweiflung in den Brunnen gesprungen. Nun that es dem Alten auch leid was er gethan hatte, und er gieng hinaus und wollte ihre Leiche im Brunnen suchen; wie er aber so suchte, sprang die Frau, die unterdessen im Winkel auf der Lauer stand, ins Haus und legte sich wieder ins Bett. Ihr alter Mann merkte bald daß er hinters Licht geführt war, gieng ihr nach — aber da war die Thüre zu. Da rief er seiner Frau „Hör mal, laß mich herein“. Aber die antwortete „Ja schön hereinlassen, alter Landstreicher; wer heißt dich denn in der Stadt herumstreichen; gleich wenns dämmert, werden die Wächter kommen, da sollst du schon dein Decem kriegen“. Da sagte der Alte „ich bin ja nirgends gewesen; es that mir leid daß ich dich herausgeschloßen hatte, darum

sucht' ich dich, denn ich dachte du wärst in den Brunnen gesprungen“. Aber all das Bitten badte nicht, sie ließ ihn nicht ein. Da kamen die Wächter und er kriegte seine echten Fünfundzwanzig.“ So schloß der weise Meister seine Geschichte „und wenn du deinen Sohn hättest hängen lassen, so wäre dir es grade so gegangen“.

Da fieng auch der Königssohn selber an zu reden und sagte zu seinem Vater „Wenn du mich hättest hängen lassen, so wäre mirs grade so gegangen, wie einmal einem alten Manne, der hatte einen einzigen Sohn, grade wie ich dein Sohn bin. Eines Abends um die Abendbrotzeit hörte der alte Mann vor seinem Fenster eine Nachtigal so wunderschön singen. Darüber freute sich der alte Mann ganz ungemein und sagte darum zu seinem Sohne „„hörmal du Kluger, das wäre prächtig, wenn uns Jemand dolmetschen könnte was die Nachtigal da so schmelzend singt.““ Da sagte der Sohn „„lieber Vater, ich könnt' es dir schon sagen; aber wenn ichs sagen wollte, dann würde mein Väterchen böse auf mich.““ Da redete ihm sein Vater zu, er sollte sich doch nicht fürchten. Da sagte denn der Sohn endlich „„die Nachtigal singt: ich würde einmal ein so vornehmer Mann, daß mein Vater mir das Waschbecken hält und meine Mutter die Handquehle, wenn ich mich wasche.““ Da wurde der alte Mann furchtbar zornig, packte seinen Sohn und warf ihn ins Meer, denn sie waren grade am Strande: „„da geh hin du Schurke!““ sagt' er; „„was? ich soll dein Diener werden?““ Der Sohn hieß aber A l e x a n d e r. „Grade so“ sagte der Königssohn „wäre es mir auch gegangen, wenn ich hätte sprechen mögen.“

„Indessen Alexander konnte gut schwimmen, und so rettete er sich auf einen Felsen. An dem legte bald darauf eine Galeere an, die nahm ihn auf, und mit ihr fuhr er ein Paar Tage auf dem Meere herum. Endlich landeten sie in einem Hafen. Da dankte Alexander der Schiffsmannschaft für ihre Freundschaft und gieng

in die Stadt; da vermiethte er sich als Diener beim Oberhofmeister des Königs, denn der König wohnte grade in der Stadt. Zu des Königs Schloße kamen immer drei Raben und krächzten; wo der König nur hinging, da krächzten ihm immer die drei Raben um den Kopf herum, Tag und Nacht. Der König war dadurch so bange geworden, daß er gar nicht mehr aus dem Schloße zu gehn wagte. Nun ließ er im ganzen Lande bekannt machen: wer ihm sagen könnte, warum die drei Raben kämen, und (wer) sie vertreiben könnte, dem wollte er sein ganzes Königreich und seine Tochter geben. Nun giengen viele oft an des Königs Hof um des Königs Befehle zu hören, und darunter auch Alexanders Herr, aber Niemand konnte es deuten, wo die drei Raben herkämen; da kehrten sie denn alle umsonst wieder heim. Nun fragte Alexander seinen Herrn, ob denn keiner dagewesen wäre, der's hätte sagen können. „Kein einziger“ antwortete der. Da bat ihn Alexander, er möchte doch zum Könige gehn und ihm sagen; er wollt' es ihm schon sagen, warum die drei Raben immer ins Schloß kämen, und wollte sie auch wegzagen. Alexanders Herr gieng also hinauf und meldete es dem Könige, der ließ ihn auf der Stelle rufen. Als er nun sein Versprechen wiederholte, fordert' er ihn auf, die Sache zu erklären. Da sagte er zu dem Könige „wenn Eure Majestät Wort halten, so will ich's sagen und die drei Raben auch vertreiben“. Der König gab da zur Antwort „ich werde mein Wort schon halten, mein Sohn, das schwör' ich bei meiner königlichen Krone: was ich versprochen, das geb' ich auch.“ Da sagte Alexander „Großmächtigster König, die drei Raben kommen darum hierher, daß mein Herr König ihnen Recht sprechen soll; denn der eine ist ein Rabenweibchen, der andre ein Männchen, der dritte aber das Junge von Beiden. Das Weibchen meint, das Junge käme ihr zu, weiß von ihr ausgebrütet

worden ist; das Männchen will den jungen Raben für sich haben, weil die Mutter ihn verlassen hat wie er noch klein war und es ihn da auf dem Felde groß gezogen hat. Nun soll Eure Majestät unter den Dreien entscheiden"". Da sprach der König das Urtheil und die drei Raben flogen krächzend hin wo sie hergekommen waren, und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

„Da sagte der König „höre Alexander, hier hast du meine Tochter; sei du nun König, denn ich bin schon alt und kann mein Land nicht mehr recht regieren“. Da antwortete Alexander „mein königlicher Vater! ich nehme deine Tochter noch nicht an, denn ich habe von einem weisen Könige erzählen hören; zu dem will ich hingehn und noch ein Jahr lang Weisheit lernen"". Der alte König sagte darauf „nun ich habe nichts dagegen wenn du zu ihm gehst; du weißt zwar jetzt schon sehr viel, aber Nutzen wirds dir immer noch schaffen“. So sammelte denn Alexander soviel Geld zusammen als er nur für die Reise brauchte, und machte sich auf den Weg. Nach einiger Zeit kam er in der Stadt an wo der weise König wohnte. Zu seinem Glück hatte der gerade keinen Truchseß, und so wurde er gleich für dieß Amt angenommen.

„Nun hatte der König eine sehr schöne Tochter. Es war aber an seinem Hofe noch ein anderer Diener, der hieß Ludofius; er hatte aber bloß die äußern Geschäfte zu besorgen, darum hatte er die Königstochter noch nie gesehn. Dieser Ludofius glich in allem dem Alexander ungemein; niemand konnte sie von einander unterscheiden, und so kam es, daß sie bald Freundschaft schloßen und Ein Leib und Eine Seele wurden. Nun hatte Alexander einmal ein besonders wichtiges Geschäft zu besorgen, so daß er den Hof für eine Weile verlassen mußte. Er bat darum seinen Freund Ludofius, er möchte so lange sein Truchseßamt verwalten; der übernahm es auch, und niemand merkte daß es Alexander

nicht war. Ludofius brachte also der Königstochter zu essen und verliebte sich gleich so in sie, daß er vollständig frank wurde. So wie Alexander wiederkam, merkt' ers und fragte ihn „mein Freund, was fehlt dir?“ Da sagte Ludofius „Freund Alexander! hier hilft kein Doctor, nur Gott im Himmel selber.“ Da sagte Alexander „lieber Freund, ich weiß was dir fehlt; die Liebe hat dir's angethan; sei aber nicht bange, der wollen wir schon abhelfen.“ Auf der Stelle gieng er auf den Markt, kaufte ein goldgesticktes Kleid, brachte es der Königstochter und übergab ihr's im Namen des Ludofius. Da sagte die Königstochter „ei Alexander, warum suchst du denn fremden Vortheil und nicht deinen eignen?“ Am Tage darauf brachte Alexander ein noch kostbareres Gewand, und übergab es der Königstochter. Die wunderte sich und fragte „wie kann denn so ein armer Diener wie Ludofius so kostbare Kleider zum Geschenk machen?“ Da sagte Alexander „durchlauchtigste Königstochter! Er kann's, weil er eines großen Königs Sohn ist; darum bitte ich aber die Königstochter flehentlich, ihm einmal ein Paar Augenblicke Gehör zu gewähren.“ Da sagte die Königstochter „sag dem Ludofius nur, er soll heute Abend an mein Fenster kommen und anklopfen: ich würd' ihm schon aufmachen.“ Damit verabschiedete sich Alexander und erzählte dem Ludofius was er erreicht hatte, da wurde der vor Freuden gleich wieder ganz gesund. Raun konnt' er die Zeit erwarten; so wie es so weit war, gieng er gleich an das Fenster und klopfte, und die Königstochter ließ ihn auch herein: da waren sie denn voller Seligkeit beisammen. So gieng's eine gute Weile fort, daß er jeden Tag heimlich an ihr Fenster kam.

„Nun schrieb aber Alexanders Schwiegervater, das Jahr wäre jetzt um: er möchte jetzt heimkommen, er selber könnte sich jetzt nicht länger mit dem Lande quälen. Alexander gieng also zum

Könige hinauf, dankte ihm für seine Freundlichkeit und kam dann noch zu Ludofius und sagte zu ihm „„Lieber Freund! ich kann jetzt nicht länger mehr hierbleiben, denn mein Schwiegervater hat mir geschrieben, ich soll heimkommen; darum bitt' ich nur, gib acht daß der König deine Liebe zu seiner Tochter nicht merkt, sonst läßt er dich hängen. Jetzt aber komm, lieber Freund, wir wollen unsere Ringe wechseln, daran will ich dich wiedererkennen, wenn wir uns einmal wiedersehn.““ Nachdem dieß geschehen, nahmen sie von einander Abschied; er machte sich auf den Weg, und an seine Stelle kam ein fremder Mensch, mit Namen Bali. Der war aber kaum eine Woche da, da merkte er, daß Ludofius die Königstochter liebte; er gieng also zum Könige und zeigt' es ihm an. Der aber antwortete ihm „„wie kann das sein? Ludofius ist von Altersher mein Diener, und du dienst mir erst eine Woche und willst es doch gleich bemerkt haben?““ Aber Bali sagte „„Wenn das nicht wahr sein soll, so fordre ich Ludofius auf einen Gang Säbel heraus; wenn ich dann Recht habe, so werde ich ihn entzweispalten, und wenn Er Recht hat, so wird er mir den Kopf spalten.““ Da rief der König den Ludofius und sagte zu ihm „„Bali behauptet du liebstest meine Tochter, und nun fordert er dich auf einen Gang Säbel heraus: wenn er Recht hat, will er dir den Kopf spalten; wenn Du aber Recht hast, sollst du ihn ihm spalten.““ Da wurde Ludofius sehr traurig, gieng gleich zur Königstochter und erzählte ihr, was ihm widerfahren wäre. Da sagte sie zu ihm „„höre Bali ist ein tüchtiger Kämpfer, du bist aber ein schwacher Mensch gegen ihn, er wird dich umbringen und dann ist's auch um mich geschehn. Darum geh nur zu meinem Vater, und bitt ihn, er möchte dich nachhause gehn lassen; dein Vater wäre so krank und hätte geschrieben, wenn du nicht schnell kämst, würdest du ihn nicht mehr am Leben treffen; wenn er dir's aber erlaubt

hat, dann eile was du kannst zu Alexandern, und bitt' ihn, er möchte doch kommen und für dich mit Bali fechten.“ Ludofius gieng also zum Könige hin und trug seine Bitte vor, und der König setzte denn auch den Zweikampf einen Tag später an. Ludofius machte sich also auf den Weg und kam bald in der Stadt an, in welcher Alexander wohnte; er suchte ihn auf und erzählte ihm sein Schicksal. Da sagte denn Alexander zu ihm „lieber Freund, du hättest nicht ungelegener kommen können, denn morgen soll ich mit meiner Braut getraut werden, aber hier müssen wir dir schon zu helfen suchen. Weil du mir nun so ähnlich bist, so kannst du dich mit meiner Braut trauen lassen und so lange hier bleiben, während ich dort für dich den Zweikampf bestehe.“ Also machte sich Alexander auf den Weg und kam glücklich in der Stadt an wo sein Freund Ludofius eigentlich wohnte. Er gieng dort zum Könige und sagte „Großmächtigster König, ich bin zur festgesetzten Zeit wieder gekommen; aber ich versichere abermals daß ich die Königstöchter nie geliebt habe; ich rufe Gott um seinen Beistand an, und werde dem Bali den Kopf spalten.“ Undern Tages giengen sie also auf einen Gang Säbel los, aber weil sie beide so tüchtige Kämpen waren, so kämpften sie von früh bis auf den Abend in Einem fort: zuletzt hieb Alexander doch noch dem Bali den Kopf ab und brachte ihn dem Könige. Da sagte der König zu ihm „hör mal Ludofius“ (denn daß es Alexander war, merkte der König nicht) „ich sehe du hast Recht: nun nimm meine Tochter und mein Reich.“ Da sagte aber Alexander „Gnädigster König! Ich hätte meinen Vater noch nicht wieder verlassen, wenn ich nicht wegen des Zweikampfes so hätte eilen müssen; darum will ich doch erst noch einmal umkehren und sehen ob er noch lebt oder jest gestorben ist.

„In der Zeit aber, daß Alexander die Sache seines Freundes

so zu Ende brachte, hatte auch Ludofius Alexanders Sache zu Ende gebracht: er hatte sich mit dessen Braut trauen lassen, aber ihr keinen Kuß gegeben, und des Nachts hatte er ein bloßes Schwert zwischen sie Beide gelegt. Alexander kam nun heim und sagte zu Ludofius „nun mein Freund habe ich dir deine ganze Reise ausgewirkt; geh heim und nimm dein Mädchen und sei König.“ Ludofius dankte ihm herzlich für seine Freundschaft, dann nahm er von ihm Abschied und zog heim.

„Alexander legte sich nun Abends zu Bett; da sagte seine Frau zu ihm „hör mal, warum legtest du denn die vorige ganze Nacht ein bloßes Schwert zwischen uns Beide?“ Da erkannte Alexander seines Freundes Ludofius Treue; seiner Frau aber antwortete er auf ihre Frage „ich wollte nur die Standhaftigkeit der Frauen prüfen.“ Von Stund an konnte ihn seine Frau nicht mehr leiden. Nun war aber an dem Hofe ein Kriegsoberster und eine alte Frau. Die rief die junge Königin und sagte zu ihr „hör Alte, ich habe den Kriegsobersten lieber als den Alexander; gib du diesem nur jeden Abend etwas Gift in der Suppe.“ Das that die Alte auch, aber er starb noch nicht von dem Gifte: nur ganz krank ward' er davon und am ganzen Leibe mit Geschwüren bedeckt. Da heirathete sie den Kriegsobersten und verstieß den Alexander ganz vom Hofe.

„Der irrte nun umher und kam so auch in die Stadt wo Ludofius wohnte. Der hatte indes schon drei Kinder von seiner Gemahlin bekommen. Eben gab er ein großes Fest, und alle Bettler aus dem ganzen Lande waren dabei zusammengeströmt. Da gieng auch Alexander mit den übrigen Bettlern hinauf, aber er sah so widrig und scheußlich aus, daß ihn sogar die andern Bettler öfter von sich stießen. Endlich aber drängt' er sich doch mit aller Kraft bis zur Thüre durch, wo das Essen ausgetheilt

wurde. Da sagte er zu dem Diener ders austheilte „sag dem Könige: ein Bettler bäte in Alexanders Namen um einen Becher Wein aus des Königs Becher.““ Der Diener gieng hinauf und sagt' es dem Könige „Majestät! an der Thüre steht ein Bettler und bittet in Alexanders Namen um einen Becher Wein aus Eurer Majestät Becher.““ Da sagte der König „füll ihm einen Becher, er mag sein wer er will, weil er in Alexanders Namen gebeten hat.““ Der Diener that wie ihm geheissen war. Der



Bettler trank ihn aus, dann zog er den alten Ring den er mit Ludofius getauscht hatte vom Finger und that ihn in den Becher. Dann sagt' er zu dem Diener „nimm ihn und stell ihn vor den König hin.““ Das that der Diener; da erkannte der König auf der Stelle seinen eignen Ring den er dem Alexander gegeben hatte. Da sagte er zu dem Diener

„Lauf und sperre den Bettler ein, dem du den Wein gegeben häst.““ Der Diener gieng und sperrt' ihn auch ein.

„Als die Menge sich nun etwas zertheilt hatte, gieng der König samt seiner Gemahlin den Bettler zu besuchen; aber die Königin kehrte gleich wieder um, weil der Bettler gar so scheußlich

ausfah. Ludofius selber aber blieb und sagte zu dem Bettler „wo hast du den Ring her? hast du meinen lieben Freund Alexander umgebracht oder etwa drum bestohlen?“ Da sagte der Bettler „Großmächtigster König, ich hab' ihn nicht umgebracht und hab' ihn auch nicht drum bestohlen; den Ring habt Ihr von eben demselben Manne wieder erhalten, dem Ihr ihn gegeben habt: ich bin Alexander.“ Da betrückte sich der König sehr, daß sein Herzensfreund so ins Elend gerathen war. Da gieng er zu seiner Frau und sagte zu ihr „Höre wenn unser Herzensfreund Alexander jetzt in dem Zustande wäre in dem der scheußliche Bettler ist den du gesehen hast: wärst du wohl einverstanden, daß wir das Blut unsrer Kinder drangäßen, wenn wir ihm damit helfen könnten? wenn wir ihn nur damit zu waschen brauchten, daß er so gesund würde wie vorher?“ Da sagte die Königin „Wie sollt' ich was dagegen haben, mein Herzchen? hat er doch unser beider Leben vom Tode gerettet.“ Nun gieng sie in die Kirche, Ludofius aber nahm eine Wanne, ließ das Blut von all seinen drei Kindern hineinlaufen und wusch den Bettler darin.

„Wie nun Alexander wieder aus der Wanne stieg, so war er ein kräftiger gesunder Mann wie zuvor. Ein paar Tage blieb er noch bei Ludofius, dann sagt' er zu ihm „lieber Freund! ich habe noch ein Paar alte Eltern, die möcht' ich gar gern besuchen: gib mir doch etwas Gefolge und Reisegeld.“ Da gab ihm Ludofius einen königlichen Anzug und alles was er sonst brauchte. Alexander machte sich also auf den Weg nach der Stadt zu, wo sein Vater wohnte. Er war noch ein Stück davon, da schrieb er seinem Vater einen Brief: den und den König möcht' er zum Abendbrot erwarten; und wie er da angekommen war, quartierte er sein Gefolge in der Stadt ein, er selber aber gieng zu seinem Vater. Beim Abendbrot nun fragt' er ihn „Habt ihr nie ein Kind gehabt, oder

seid ihr beide ganz für Euch?“ Da sagte sein Vater „Großmächtigster König, wir haben kein Kind, und haben auch nie eins gehabt.“ Alexander fragte nicht weiter und legte sich ruhig schlafen. Am andern Morgen, wie er sich waschen wollte, sah er daß sein Vater das Waschbecken brachte. Da rief er seinem Diener „komm und nimm dem Alten das Waschbecken ab, denn ich bins doch nicht werth, daß so ein alter Mann mir das Waschbecken hält.“ Und wie er sich nun wusch, da kam seine Mutter mit der Handquehle und trocknete ihn ab.

„Nach einem Weilschen sagte er zu seinem Vater „Lieber Vater, weißt du noch wie einmal beim Abendessen eine Nachtigal so schön hier am Fenster sang; und wie du da sagtest „hör mal du Kluger, das wäre prächtig, wenn uns jemand dolmetschen könnte was die Nachtigal da so schmelzend singt,“ und wie du mich ins Meer warfst, weil ich dir's sagte?“ Mehr brauchte er nicht zu sagen, da fiel ihm sein Vater um den Hals und weinte laut vor Freude, und ebenso auch seine Mutter. Ein Paar Tage blieb er noch bei ihnen, dann machte er sich mit seinem Gefolge auf nach der Stadt wo seine Gemahlin wohnte. Wie sie da ankamen, ließ er den Kriegsobersten und seine Gemahlin gleich gefangen nehmen; die ließ er beide viertheilen und an den vier Schloßecken aufhängen; die alte Frau aber band er einem wilden Fohlen an den Schwanz und ließ sie zu Tode schleifen bis sie ganz zersezt war. Er selber aber nahm sich wieder eine junge Frau, und sie leben jetzt noch vergnügt wenn sie nicht gestorben sind.“

13. Strohkönig.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter: die Söhne giengen sehr oft spazieren, die Töchter aber durften niemals ausgehn. Darum sprachen die drei Söhne einmal davon, sie wollten doch ihren Vater bitten, daß ers ihnen auch erlaubte. Wie sie heimgekommen waren, gieng zuerst der Älteste zum Vater und bat ihn: er möchte doch ihren Schwestern auch erlauben spazieren zu gehn. Da wurde der König sehr zornig, zog seinen Säbel und hieb damit nach seinem Sohne; der aber gab Hofsengeld und entkam. Am Tage drauf gieng der zweite Sohn hin; aber wie er seine Bitte vorbrachte, giengs ihm grade so wie seinem Bruder. Da fragte der Jüngste „nun liebe Brüder, habt ihr denn erreicht was ihr wolltet, oder was hat der Vater gesagt?“ Da antworteten sie ihm „liebes Brüderchen, wir haben die Erlaubnis nicht bekommen und der Vater hat nichts zugegeben.“ „Nun dann probier' ichs“ sagte der Jüngste „und gehe zum Vater hin.“ Das that er denn auch; aber hatten ihn die beiden andern schon geärgert, so wurde er jetzt bei der Bitte des Jüngsten noch viel wüthender: er faßte sein Meßer und schleudert' es ihm so heftig nach, daß es in der Stubenthüre stecken blieb und des Knaben Kleidersaum festnagelte. Der aber zog es ruhig wieder heraus und gieng damit wieder zum Vater zurück. „Wenn es meinem Herrn Vater so beliebt“ sagt er, „so will ich das Opfer für sie sein.“ Wie der Vater sah daß er so kühn war, dacht' er als kluger Mann bei sich: vielleicht wird einmal ein tüchtiger Held aus ihm. Aber demungeachtet sagt' er zu seinem Sohne „Ihr wißt nicht, was mir profesezeit ist; wenn ich eure drei Schwestern herauslaße, so sollen sie mir alle geraubt werden — darum

bin ich so ängstlich.“ Da antwortete ihm sein jüngster Sohn „Lieber Vater, jetzt wissen sie aber gar nichts von der Welt, weder was gut noch was böse ist; sie sind ja ärger eingeschlossen wie im Gefängnis, darum bitt' ich laß sie doch wenigstens ein kleines Weilschen mit uns ins Freie.“ Das erlaubte er denn nach langem Drängen und Bitten, aber nur auf zwei Stunden, und sagte dazu „wenn deine Schwestern geraubt werden, so mußt du dann auch sterben.“ Da dankte er seinem Vater für die Erlaubnis, gieng voll Freude zu seinen Brüdern und erzählte ihnen, der Vater hätt' es nun endlich erlaubt. Also giengen sie gleich Nachmittags in den verschlossnen Saal wo ihre Schwestern waren, jeder nahm eine am Arm und so giengen sie ins Rosengärtchen spazieren.

Aber wie sie die Thür aufmachten, wurde die Älteste vom Sonnenelfen entführt, die Zweite vom Monde, die Jüngste aber vom Winde. Die Brüder erschrafen natürlich sehr über das große Unglück, besonders aber der Jüngste, weil er doch gelobt hatte, sie dem Vater unverfehrt wiederzubringen. So mußte er ihm denn die ganze Geschichte erzählen; so wie der Vater aber den Raub seiner Töchter erfuhr, ließ er ihn auf der Stelle in die Klagestube sperren, rief seine Rätke zusammen und legte ihnen die Frage vor: was für eine Strafe sein Sohn für jene That verdiente. Die Rätke stimmten theils für Erhängen theils für Erschießen. Aber ein alter Fürst im Staatsrath sagte, nachdem er diese Vorschläge mit angehört hatte, mit Nachdruck „Ehrenwerthe Herren! darum hat der Jüngling den Tod noch nicht verdient; denn wenn ers bestimmt vorausgewußt hätte daß seine Schwestern würden geraubt werden, so hätte er sie nicht spazieren geführt, aber da ihre Entführung voraus profesezeit worden ist, so kanns sein, sie sind jetzt an einem bessern Orte wie hier. Darum stimme

ich dafür, daß der König seinen Sohn nur aus dem Lande verbannt und ihm verbietet jemals wiederzukommen." Diesem Vorschlage stimmten die Andern bei, sie unterschrieben das Urtheil und schickten es dem Könige zu. Wie ders gelesen hatte, unterzeichnete ers auch damit es sogleich ausgeführt würde: der Jüngste wurde also nur des Landes verwiesen. Das that der Königin freilich sehr leid, aber was sie thun konnte war weiter nichts als das. Sie überlegte sich daß er in der Fremde leicht in Noth kommen könnte; darum ließ sie ihm durch einen Diener eine goldne Uhr zum Andenken bringen und schickte ihm noch eine gute Summe Geldes nach; dabei ließ sie ihm sagen: wenn er einmal in Noth wäre und sich nach seiner Mutter sehnte, so sollte er nur die Uhr aufmachen, die würde ihn immer trösten.

Aber nun war für den Königssohn seines Bleibens nicht mehr; er floh über Berg und Thal, und wenn er einmal an seine Schuld dachte, so wußte er nicht wo er vor Kummer bleiben sollte. Auf seiner Reise fand er nun einmal an der Seite eines Berges eine Höhle, die gieng furchtbar tief hinein und er konnte ihr Ende gar nicht absehn. Da dachte er „ob ich so traurig lebe oder hier gradezu sterbe, das ist doch einerlei; ich will nur in die Höhle hineingehn, bis ich ans Ende komme.“ So gieng er wohl zwölf Tage lang, da sah er endlich von Weitem ein Licht und dachte: nun würde er wohl ans Ende der Höhle kommen. Wie er aber näher kam, sah er da ein Haus in den Felsen gehauen; da kroch er zum Fenster hinein und sah zwölf Kerzen aufgesteckt, neben denen kniete eine alte graubärtige Frau, die hatte Ein Auge auf der Stirne. An die gieng er heran und nannte sie Mütterchen. Da antwortete die Alte „willkommen, Königssohn! nun sitz' ich schon vierzehn Tage hier und wege meine Zähne für dich, nun freß' ich dich.“ Da sagte der Königssohn „liebes altes Mütterchen,

was hättest du denn an mir zu essen? ich habe ja nicht mal soviel Fleisch wie eine Fledermaus.“ Da antwortete die Alte „danke, liebes Kind! sei froh daß du so geantwortet hast; denn ich habe zwölf Söhne die mit fremdem Gut handeln, denen hätte ich dich zum Abendessen zurecht gemacht — aber jetzt fürchte dich nicht.“ Während dem gab ihm die alte Frau ein gutes Abendbrot, dann giengen sie schlafen.

Wie sie schliefen, kamen die zwölf Räuber und weckten ihre Mutter. Aber der Kleinste blieb in der Thür stehn und rief „liebe Mutter! wie riecht's denn hier in der Stube nach rohem Fleisch? das hättest du doch lange braten müssen!“ „Ach,“ sagte seine alte Mutter, „er antwortete so gut auf das was ich sagte, da dauerte er mich weil er so unglücklich war; ich denke ihr laßt ihn wol auch leben.“ Hierauf setzte sie den zwölf Räubern ihr Abendbrot vor, und den Königssohn wollten sie auch dazu wecken, aber er war so schrecklich schläfrig daß sie ihn nicht wachkriegten. Nach dem Abendessen aber trugen sie der Alten auf, sie sollte ihn mit guter Art aus dem Hause schaffen, sonst würden sie ihn umbringen. Wie der Königssohn nun aufwachte, frühstückte er und wollte sich auf den Weg machen; aber die Alte rief ihm nach, er sollte noch einen Augenblick warten, und sagte „höre mein lieber Königssohn! folge meinem Rathe. Vor sieben Jahren war hier der Sohn von einem königlichen Gärtner, der sah von Gestalt und Angesicht grade so aus wie du; er hieß Peter. Darum weißt du was? Geh in die Stadt, die du dort am Ende der Höhle sehen kannst, geh dort gradeswegs zu des Königs Gärtner, und sag du wärst sein Sohn. Jetzt aber geb' ich dir ein Todespferd und ein Windlicht; setz dich auf das Pferd und geh mit Gottes Hülfe, denn zu Fuße würdest du nicht so weit kommen. Wenn du an

die Mündung der Höhle kommt, so hänge die Laterne dem Pferde an den Hals und wende dich nicht links sondern rechts."

So geschahs denn auch: er setzte sich zu Pferde, nahm das Licht in die Hand, und wie der Wind war er draußen vor der Höhle. Da hängte er dem Pferde die Laterne über den Hals und ließ es zurückgehn, er selber aber setzte seinen Weg zu Fuße fort. Aber die Straße war sehr sandig, Sand vor ihm und Sand hinter ihm; bei der drückenden Sonnenhitze kam er immer mehr in Schweiß, und da er seinen Durst nicht länger bewältigen konnte, fiel er auf die Erde. Da hob er seine Augen zum Himmel auf, daß er da auf freiem Felde so kläglich verschmachten mußte, und nahm in Gedanken schon von allen seinen Verwandten Abschied. Da fiel ihm auf einmal das Abschiedsgeschenk seiner Mutter ein; er zog die goldne Uhr aus der Tasche, zog sie auf und wollte sich nun doch wenigstens seine Todesstunde ansehen. Aber wie er die Uhr aufmacht, da springt ein Zwerg her-



aus vor ihn hin und sagt „durchlauchtigster Königssohn, was befehlst du?“ Da erschrak er zuerst ordentlich und antwortete „vor der Hand befehl ich nichts.“ Damit machte er die Uhr zu, und der Zwerg verschwand. Aber gleich darauf dachte er: es ist doch wol gut die Uhr noch einmal aufzumachen; er machte sie also auf, da sprang der Zwerg wie-

der heraus und fragte „was befehlst mein Königssohn?“ Dießmal antwortete er „Weiter nichts als eine ordentliche Portion

Essen und Trinken auf einem Tische mit goldnen Füßen.“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, so stand auch schon alles vor ihm. Nun trank und aß sich der Königssohn gehörig satt, machte seine Uhr zu und gieng fürbaß, bis er endlich in die Stadt kam. Er fragte wo der König wohnte, da zeigten sie ihm gleich, auch wo der Gärtner wohnte. Wie er zu dem eintrat, wurde er mit großer Freude bewillkommt. „Willkommen, mein Sohn! willkommen, Peter! ich dachte ja, du lebest gar nicht mehr“ rief ihm der alte Gärtner entgegen und führte ihn jubelnd in die Stube; da mußte er nun allerlei Fragen aushalten, aber er antwortete auf Alles ganz geschickt. Dann sagte er „Mein Herr Vater, bitte gebt mir ein besondres Zimmer, wie ichs für meine Kunst brauche,“ da bekam er auch eins. Wie es nun Zeit zum Schlafengehn war, legte er sich hin; aber ungefähr um Mitternacht machte er seine Uhr auf, da sprang der Zwergdiener heraus und fragte „was befehlt mein durchlauchtigster Königssohn?“ „Du sollst mir eine schöne Blume machen, so schön, daß sie ihres Gleichen auf der Welt nicht hat, und sie hier auf den Tisch stellen.“

Wie es nun dämmerte, wollte der Alte seinen Sohn Peter gern sehn und sah zum Fenster hinein: da blendete ihn aber die große Helle drin so, daß er dachte es wäre Feuer. Er schrie also hinein „Peter, Peter, komm heraus!“ Aber der antwortete „fürchte dich nicht, mir fehlt gar nichts.“ Da machte er die Thür auf, und nun sah der alte Gärtner die künstliche Blume wie er noch sein Lebtag keine gesehen hatte, und sagte zu seinem Sohne „ja die ist wahrlich schön; du kannst dein Handwerk aus dem Grunde und bist nicht umsonst sieben Jahre gewandert.“ Peter aber sagte „lieber Vater, bitte gib die Blume nun der ältesten Königstochter.“ Das that er auch, und die Königstochter freute sich ungemein, und fragte wo die Blume her wäre. „Die hat mein eigener Sohn

Peter gemacht“ sagte der Alte. Wie die Königstochter aber die Blume recht genau ansah, da bemerkte sie daß ganz künstlich drauf geschrieben stand, „wer die Blume haben will, der muß ein ganzes Land dafür geben.“ Da wollte sie nun gar zu gern wissen warum er sie grade ihr geschenkt hätte, während ein andrer sie doch so theuer bezahlen sollte; aber sie that die Frage noch nicht laut.

Tags drauf machte Peter wieder eine so schöne Blume, die war noch viel reizender als die erste, und auf den Blättern stand, sie kostete zwei Länder; die schenkte er der zweiten Königstochter. Am dritten Tage verfertigte er die allerlieblichste, die war vier Königreiche werth, und die schenkte er der dritten Königstochter. Nun geschah es einmal, daß der König einen Ball gab, wozu auch fremde Fürsten mit eingeladen wurden. Da zeigte die Älteste ihre Blume, und dachte, sie hätte allein so eine; aber wie die beiden Schwestern nun auch die ihren zeigten, da staunten sie alle über die Schönheit der Blumen, und machten aus, sie wollten sie zum Kopfschmucke nehmen, da würden sich die Leute auf dem Balle mal wundern. Das thaten sie denn auch, und da wurde der Kerzenschein vom Glanze der Blumen so überstrahlt, daß man von jenen fast gar nichts merkte. Die Gäste dachten, der ganze Saal stünde in Feuer, und staunten sie an, manche erschrafen sogar. Wie das Fest zu Ende war, gieng jeder heim.

Einige Zeit nachher bekamen die Mädchen Lust zu heirathen; ihr Vater machte darum bekannt, jedermanniglich dürfte zur Wahl bei Hofe erscheinen. Wie nun die Freier da waren, wählten sich die beiden Älteren gleich ihre Lebensgefährten, aber die Jüngste fand keinen für sich. Da ließ sie alle Hofleute zusammen kommen, aber wie sie sich aufgestellt hatten, sagte die Hofe heimlich zu ihrer Herrin „durchlauchtigste Princessin, die Versammlung

ist noch nicht richtig: Peter arbeitet noch im Garten.“ Da schickten sie also gleich nach Petern, und gleich darauf trat er in den Saal; so wie ihn aber die Königstochter sah, wählte sie ihn auch. Da wurden sie miteinander getraut und hielten eine große Hochzeit.

Nach dieser Zeit geschah es, daß ein Minister wegen der Königstochter einen gewaltigen Haß auf Petern faßte, weil er sie lieber gehabt hätte als Peter. Darum sann er fortwährend darüber nach, wie er ihn aus der Welt schaffen könnte. Nun lag unter anderm vor dem Königsschloße ein gewaltiger Felsen. Da dachte sich der Minister nun aus und erzählt' es überall: Peter hätte seine Gemahlin im Garten wegen etwas heftig ausgescholten; da hätte sie gesagt „ich weiß gar nicht was ich eigentlich so besonderes an dir habe, etwa deine Zauberkunst?“ Da hätte er geantwortet „o wenns drauß ankäme, so könnt' ich dich mit sammt dem großen Felsen vor deines Vaters Schloße in Einer Nacht versetzen, und den Platz umpflügen, mit Weizen besäen und ernten und frühmorgens mit deinem Vater einen Kuchen davon essen.“ Wie das der König hörte rief er Petern zu sich und sagte zu ihm „was hast du gestern gethan und was hast du da gesagt? Wenn du das nicht wirklich ausführst, so ist's um dein Leben geschehen.“ Weil nun Peter von der ganzen Geschichte nichts wußte, so schwieg er ein Weilchen, dann fragte er den König „was kann das nur sein?“ Aber der König antwortete in vollem Zorne „du weißt recht gut was du gestern mit deiner Frau gethan und gesprochen hast,“ und da erzählte er ihm was er vom Minister gehört hatte. Da gieng Peter sehr bekümmert einher, und zerbrach sich den Kopf, wer wol der Schurke gewesen sein könnte der ihn so angeschwärzt hatte. Indessen machte er seine Uhr auf und fragte seinen Diener: ob er wol im Stande wäre das alles zu

vollbringen. Der antwortete ihm „o warum denn nicht?“ Da stellt' er sich aber doch noch traurig, und wie ihn seine Gemahlin fragte, was ihm denn fehlte: so erzählte er ihr den Austritt mit dem Könige, und sie konnte sich auch nicht genug darüber wundern. Indes in der Nacht vollbrachte sein Diener alles was verlangt worden war und sagte Petern außerdem „wer dir das zuwege gebracht hat, der wird dreimal das Fieber kriegen, und daran wirst du den schlechten Menschen erkennen können; denn wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Wie nun die Dämmerung anbrach, da sah jeder daß das Verlangte wirklich ausgeführt worden war. Man meldete es dem Könige, der sagte aber es wäre unmöglich, bis er selber kam; da wunderte er sich gewaltig, und Peter erlangte seine Achtung im doppelten Maße wieder. Da wurde der Minister ganz giftig und dachte sich eine noch viel ärgere Lüge aus, was Peter Tags vorher mit seiner Frau sollte verhandelt haben, und hinterbrachte es dem Könige wieder so hämisch: die Königin hätte da gesagt „ich weiß nicht das mußt du doch mit Teufels Hülfe zuwege bringen.“ Peter aber hätte geantwortet „o ich könnte dich mit sammt dem großen Felsen wieder vor das königliche Schloß hinzubringen, und oben drauf einen Palast auf einem Strohhalme, und von dem Palaste bis zur königlichen Wohnung wollt' ich eine goldne Brücke bauen.“ Da rief der König Petern und befahl ihm im hellen Zorne „wenn du das nicht alsobald ausführst, so bist du ein Kind des Todes.“ Da erschraf Peter sehr und gieng ganz traurig heim. Seine Frau fragte ihn was ihm fehlte; da sagte er „was hilfts denn wenn ich dir's auch sage; du kannst mir doch nicht helfen.“ Da gieng er beiseit, machte seine Uhr wieder auf und fragte den Diener „kannst du das wol ausführen?“ Der aber sagte „o warum denn nicht? sei nur nicht bange darum, lieber

Herr. Wer dir das aber aufgeladen hat, den soll das Fieber zwei Monate lang plagen.“

Am andern Tage wie die Zeit da war, meldete man dem Könige, der Befehl wäre ausgeführt; aber er mocht' es nicht glauben und gab den Bedienten der die Nachricht brachte im Mergen eine tüchtige Ohrfeige. Nun kam ein anderer und meldete es ihm, aber auch dem wollt' ers noch nicht glauben, sondern gieng selber die Sache zu beschn. Da sah er denn freilich daß es doch wahr war, und konnte die Rarität nicht genug anstaunen. Peter aber lag samt seiner Gemahlin oben in dem Strohhalmplaste; wie sie aufwachten, sahen sie sich um: da sahen sie das ganze Land um sich herum und konnten sich nicht genug wundern. Da giengen sie Arm in Arm zu dem alten Könige der grade die goldne Brücke bewunderte und beim Hinaufgehn ins Schloß nicht aufhören konnte die Treppen anzustaunen und die erstaunliche Kunst daran; so blieb er denn gleich zum Mittagessen da, und nach dem Essen gieng er mit Peter zusammen auf die Jagd.

Indeß war der Minister vom Fieber wieder genesen, und da er in Erfahrung gebracht hatte, daß Peter grade nicht daheim war, so gieng er zu dessen Gemahlin und sagte zu ihr „Erhabenste Königin, Euer hergelaufener König von Nirgendland verdient nicht die Krone sondern den Galgen; bedenkt doch nur daß Ihr nur Strohkönige seid, und in der Stadt nennt man Euch auch schon gar nicht anders, weil Euer Schloß eben nur auf Stroh steht und dein Herr alles mit Hülfe des Teufels ausführt. Darum, erhabenste Königin, folgt meinem Rathe und sagt ihm: du kannst gar nichts für dich selber, alles was du kannst kannst du nur mit Teufels Hülfe.“ Kaum hatte er ausgeredet, da kam Peter heim, und der Minister versteckte sich hinter die Thür. So wie jener in die Stube trat, sprang ihm seine Frau entgegen.

„So, du Verfluchter, jetzt kenn' ich deine Teufelskünste, oder du bist am Ende gar der Teufel selber — sie nennen dich ja jetzt schon nicht anders als den Strohkönig.“ Da machte Peter die Uhr auf und rief seinen Diener zum Zeugen auf: „nun sag einmal meiner Frau, ob deine Kunst Teufelskunst ist!“ „„Nein““ sagte der Dienerzweig, „alles geschieht nur durch Gottes Hülfe.““ Da hängte er die Uhr in den Winkel, der Minister aber bemerkte es recht gut, und dachte von nun ab nur daran wie er sie an sich bringen könnte; darum blieb er die ganze Nacht hinter der Thüre und wartete bis sie eingeschlafen waren. So wie er sie schnarchen hörte, gieng er leise dorthin und nahm die Uhr von der Wand. Dann gieng er hinaus vor das Schloß und machte die Uhr auf; da sprang der Diener heraus und fragte „was befehlst du, abscheulicher Verräther meines Herrn?“ „„Nichts weiter““ sagte er da, „als daß du jetzt den Palast mitsamt der goldnen Brücke nimmst und wegschaffst als wär' er nie dagewesen, daß Gott im Himmel selber seine Stätte nicht mehr kennt; den König hier der jetzt drin schläft läßt du hier auf dem Felsen liegen, die Königin aber trägst du mit mir zusammen fort.““

Wie nun Peter andern Tags aufwachte, da sah er sich auf dem nackten Felsen liegen; Gemahlin, Palast, Uhr — alles war weg zu seinem großen Schmerze. Da stand auch der alte König auf, und wie er keine goldne Brücke und keinen Palast mehr sah, schickte er Bediente auf einer Leiter hinauf, sie sollten sehen wen sie oben auf dem Felsen träfen und ihn mit herunter bringen. Aber die fanden nur unsern Herrn Peter und brachten ihn mit herunter, aber vor Traurigkeit konnt' er kaum ein Wort sprechen. Da sagte sein Schwiegervater zu ihm „sei nicht so traurig, lieber Peter; ich verschaffe dir wieder eine Frau, sei nur nicht so schrecklich traurig.“ Aber Peter antwortete „die brauch' ich nicht; wenn sie einmal

fort sind, so bleib' ich doch so lange traurig, bis ich sie wieder finde."

Da konnte ihn der König nicht länger halten; er gab ihm Reisezehrung auf den Weg, vier Rüstwagen voll Geld und ein zahlreiches Gefolge Bewaffneter. Wie er schon ein gutes Stück von der Stadt weg war, fand er eine Kapelle im freien Felde stehn; da spannte er gleich die Döfeln von drei Wägen ab und opferte sie nach altem Brauch; das Geld vom vierten Wagen aber theilte er unter seine Soldaten; dann ging er allein seines Weges weiter. Nach einer ganzen Weile kam er zur Sonnenmutter, und da sah er auch schon von weitem seine geraubte älteste Schwester. Er erkannte sie nicht wieder, aber sie erkannte ihn, kam ihm entgegen, küßte ihn und fragte „wo kommst du her, lieber Bruder?" „„Ach““ sagte er, „„mich hat mein Elend hergeführt.““ Da sah es die Sonnenmutter von weitem und drohte seiner Schwester, daß sie sich mit einem fremden Manne zu thun machte. Aber sie sagte „dann hätte ja Euer Sohn mich nie zu sehn gegriegt, wenn mein jüngster Bruder hier nicht wäre; denn der hats zuwege gebracht daß wir spazieren gehn durften, und dabei hat mich Euer Sohn geraubt: ach der Arme daß er nun in der Irre gehn muß.“ Da sagte ihre Schwiegermutter „nun so gieb ihm zu essen und zu trinken; er kann ja warten bis sein Schwager heimkommt.“

Wie es Abend wurde kam auch der Sonnenelfe heim und erkannte seinen Schwager schon von weitem. „Warum bemühst du dich denn so weit herum, Schwager?“ fragte er ihn. Peter aber antwortete „Lieber Herr Schwager; ich weiß daß du genug in der Welt herumkommst — hast du vielleicht irgendwo mein Schloß und meine goldne Brücke gesehn? Darum reise ich in der Welt herum.“ Da sagte der Sonnensohn „Gesehn habe ich sie

wol wie sie zum Vorschein kamen und mich gewaltig gewundert daß sie so schön waren; aber davon weiß ich nichts wo sie nun hingekommen sind. Weißt du was, Schwager? ich begleite dich bis in die Mondwelt, wo deine zweite Schwester wohnt: da wirst du wol mehr drüber erfahren, es ist jezt grade Nacht.“ Sie gingen also zusammen dahin, und seine Schwester erkannte ihn auch gleich von weitem, lief ihm entgegen, umarmte ihn und fragte „was führt dich denn so weit her?“ Das sah aber die Mondmutter, da sieng sie an, ihre Schwiegertochter zu schelten, daß sie sich nicht an ihrem Manne genügen ließe und nun gleich einem Fremden entgegenlief. Aber die junge Frau sagte „Das ist ja mein lieber Bruder! Der leidet um uns, denn wenn der nicht wäre, da hätte mich Euer Sohn nie zu sehn gekriegt.“ Da nahm ihn auch die Mondmutter freundlich auf, und bat ihn, er sollte doch warten bis ihr Sohn heimkäme. Eine Weile nachher gegen Morgen kam er auch und fragte gleich, warum denn der Herr Schwager so in der Welt umherirrte; der antwortete ihm denn, daß er sein Schloß mit der goldnen Brücke suchte und gar nicht wieder finden konnte. „Da mußt du zur Windmutter gehn, Schwager“ sagte der Mond; vielleicht kann die dir mehr drüber sagen.“

Wie er dahin kam, sah ihn seine jüngste Schwester gleich von weitem, lief ihm entgegen und bedauerte ihn wegen der mühevollen Reise. Das sah aber die Windmutter und sieng an zu schimpfen „was wirfst du dich denn da fremden Menschen an den Hals? hast du denn mit meinem Sohne nicht genug?“ Aber sie antwortete „Das ist ja mein lieber Bruder; dem hats Euer Sohn ganz allein zu verdanken daß er mich gekriegt hat; denn wenn der nicht wäre, hätt' er mich nie zu sehen gekriegt.“ Da sah ihn auch die Windmutter freundlich an und wollt' ihm alles zu Gefallen thun, sagt' ihm auch er sollte warten bis ihr Sohn heim

käme. Eine kleine Weile nachher kam der Wind auch, erkannte seinen Schwager, und fragte ihn, was ihn zu der beschwerlichen Reise bewogen hätte. Da erzählte Peter traurig alle seine Erlebnisse, besonders von seinem schönen Schloße. „Vieher guter Schwager“ sagt’ er, „auf dir steht jetzt meine Hoffnung: weise mich dahin wo ich meine Sachen wiederfinden kann. Denn du kommst ja nicht bloß von außen an die Wohnungen der Menschen, sondern dringst auch in die innersten Verstecke.“ Da sagte sein Schwager Wind „von Herzen gerne wollt’ ich dir helfen, aber ich habe dein Schloß wirklich nicht wieder gesehn von der Zeit an wo es dir genommen wurde.“ Wie er das sagte, wurde Peter beinahe ohnmächtig, und weil das den Wind so betrübte, so rief der alle seine Leute zusammen und befahl ihnen, sie sollten sich in der ganzen Welt genau umsehen wo sie wol das Strohschloß entdecken könnten mit der goldnen Brücke: unterdessen ließ er das Abendessen zurichten. Währenddem machten sich die Winde auf die Sohlen, durchstöberten alle Burgen und Schlösser und warfen sie über den Haufen, aber wie sie endlich wiederkamen, hatte doch keiner von allen etwas davon gefunden oder auch nur gehört. Sie setzten sich also zum Abendbrot, aber Peter mochte vor Betrübniß gar nichts essen, und dachte er müßte sterben. Da sagte Schwager Wind, um ihn zu trösten „Höre liebes Schwägerchen! Wir haben hier schon seit sieben Jahren ein Windpferd für dich aufgezogen; wenn du auch auf dem das deine nicht findest, so weiß ich nicht wie du überhaupt wieder dazu kommen willst.“ Da rief der Wind seinen jüngsten Sohn, er sollte einmal zum Herrn aller Himmel gehn und Sankt Petern fragen: ob er nichts von dem schönen Strohschloße wüßte. Der machte sich augenblicklich auf den Weg, und wie der Wind bracht’ er ihm die Antwort zurück: auch der Herr aller Himmel wüßte nicht das Geringste da-

von; aber weil Peter ihm die Ochsen geopfert hätte, so schickte er ihm hiermit eine goldne Gerte, damit brauchte er den Erdboden oder auch Felsen nur zu schlagen, dann öffnete sich alles vor ihm.

Als nun Peter am andern Morgen aufwachte, so nahm er traurig von Schwester und Schwager Abschied, setzte sich auf sein Windroß, nahm die goldne Gerte, und schnell wie der Gedanke war er mitten im Weltmeere auf der siebenundsiebenzigsten Insel; die war so steil und hoch, daß man mit dem Auge gar nicht bis hinauf reichete, und an der Seite hiengen die Demanten in Ketten herum. Da schlug er mit der goldnen Gerte vor den furchtbaren Felsen, da sprang er gleich vor ihm auseinander. Er nahm nun seinen Weg mitten durch, und ein Paar Augenblicke später war er im Mäuselande, das gehörte zur dritten Welt: da waren alle Burgmauern und Basteien aus Speck und Schinken, auf denen standen überall Mäuse als Schildwachen. Er fragte sie, was sie da thaten und wem das Schloß gehörte; da antwortete ihm der wachthabende Maus: es wäre die Residenz ihrer Königin. Peter besann sich schnell und gieng gradesswegs zur Königin; wie er die Klingelschnur zog, die aus Bratwürsten geflochten war, und aufmachen wollte: so blieb sie ihm gleich in der Hand. Er pochte also nur an der Thüre herum, da hörte es die Königin und schickte einen Minister; der sah nach und meldete, es wäre ein furchtbar großer Mensch draußen, der möchte gern die Königin sprechen. Da befahl sie ihn hereinzulassen, Peter erschien also und verneigte sich tief vor der Mäusекönigin, die ihn sehr freundlich aufnahm. „Erhabenste Königin“ sagte Peter, „wenn du mir mein Schloß wieder verschaffst, so bringe ich dir dafür Getraide auf fünf Jahre. Die Königin gab ihm darauf zur Antwort „mein Freund, ich höre diesen Augenblick zum ersten Male von deinem Schloße, aber warte mal ein wenig, bis ich mein Volk



zusammengerufen habe.“ Wie die Mäuse alle beisammen waren, gab sie Befehl: wer von dem Schloße irgend etwas wüßte, der sollte hohen Rang und Gehalt bekommen. Aber Alles rief „ich hab’ es nie gesehn und weiß auch nichts davon.“ Da konnte denn Peter auch nicht länger bleiben und zog seines Weges weiter.

Aber kurze Zeit nachher meldete sich ein alter kahler Mann, er wüßte etwas von dem Schloße daß es an einem sehr versteckten gefährlichen Orte wäre; er selber wäre nur mit Lebensgefahr dort entkommen. Gleich wurde er von der Königin Petern nachgeschickt: er sollte nur mit dem alten Soldaten gehn, der wüßte wo

das Schloß wäre. Der Maus sah die Königin an und sagte „Erhabenste Königin, da geh' ich unmöglich wieder hin“; aber die Königin wurde zornig und rief „auf der Stelle führst du diesen guten Mann hin oder du wirst totgeschossen.“ Alsobald gieng Peter mit dem alten Maus und fragte ihn unterwegs aus über sein Schloß und die Uhr und seine Gemahlin. Da sagte der Maus „das Schloß ist auf einen Strohhalm gebaut, drin wohnen ein Mann und eine Frau, die Uhr trägt der Mann fortwährend an einer Schnur um den Hals; du kannst unmöglich mit mir hinein, ich werde für mich schon Mühe genug haben.“ Da sagte Peter „ich will auch gar nicht selber hinein, wenn ich nur meine Uhr wiederkriegen könnte.“ „„O““ meinte der Maus, „da sei ohne Sorgen, die goldne Uhr will ich dir schon schaffen.““ Wie er nun um Mitternacht hineingekrochen war, fand er sie beide schlafend. Er nagte also die Kette am Halse durch und schleifte die Uhr heraus. Wie er sie unterwegs picken hörte, sagte er leise „pst lärme nicht so, ich bringe dich ja zu deinem alten Herrn!“ alsbald übergab er sie Petern. Der küßte die Uhr zuerst vor Freude, dann macht' er sie auf; da sprang der Zwerg wieder heraus und fragte „was befehlst du, mein alter guter Herr?“ „„Vor allem will ich““ sagte Peter, daß du diesen Mäusen Getreidevorrath auf fünf Jahre schaffst; dann aber nimm den Minister, der so lange mit meiner Frau gelebt hat, und lege ihn so auf den Felsen, daß er wenn er sich umwendet gleich herunterfällt und den Hals bricht, das Schloß aber schaffst du mitsamt meiner Frau wieder auf die alte Stelle.““

Das alles führte der treue Diener pünktlich aus, und wie sie aufwachte, sah sich der schurkische Minister auf einem schauerlich hohen Felsen oben allein; indem er aber aufwachte, drehte er sich vor Schreck um und fiel von oben herunter, so daß er augen-

Blicks seinen Geist aufgab. Wie nun alles wieder an Ort und Stelle war, sah der König morgensfrüh wieder zum Fenster heraus was für Wetter es wäre; da sah er auf einmal das Schloß und die goldne Brücke wieder beisammen. Er zog sich also an, gieng in das Schloß und fragte „wem gehört denn dieß Haus hier?“ Da sagten sie ihm wem's gehörte. Dann rannte er voller Freuden an die Thüre und klingelte, und Peter machte ihm auf, und wie er sah daß es sein Schwiegervater der König war, kniete er vor ihm nieder und küßt' ihm beide Hände; ebenso sprang seine Frau aus dem Bette, und da freute sie sich, daß Gott sie noch einmal im Leben zusammengeführt hatte. Nun erzählten sie sich ihre Geschichte, wo sie gewesen waren und wie es ihnen gegangen war, und was der Minister für ein abscheulicher Kerl gewesen war — jetzt aber war er wirklich mauſetot. Seine Gemahlin gelobte ihm auch, nun wollte sie sich von keinem wieder betrügen lassen, und Peter hatte das Reisen auch satt gekriegt. Doch aber konnte er Gott nicht genug danken, daß er bei dieser Gelegenheit seine geraubte Schwester hatte sehen können. Am meisten Sorge aber verwendete er nun auf seine Uhr, und erzählte jetzt den Andern seine ganze Geschichte, aus welchem Lande und Volke er stammte und warum er verbannt wäre. Da wunderten sich der König und dessen Tochter sehr: er aber gieng nie wieder ins Land seines Vaters, wo seine beiden Brüder waren, sondern blieb bei seinem Schwiegervater, und da lebt er noch, wenn er nicht gestorben ist.

14. Die drei Flüchtlinge.

Es waren einmal drei Handwerksburschen, die hatten keinen Vater und keine Mutter; sie hießen Balzer, Lorenz und Johann. Wie sie schon lange im Lande umhergezogen waren, kamen sie endlich auch an die türkische Grenze in die Stadt Belgrad; so wie sie aber den Türken zu Gesicht kamen, wurden sie gleich festgenommen und dem Oberherrn überliefert. Da dienten sie nun Jahre lang als Sklaven, aber trotz der Sklaverei war es in ihrer Lage doch ganz gut auszuhalten. Aber ein Jahr später wurden sie wieder zu Markte gebracht, da kaufte sie ein andrer Herr für dreihundert Gulden; bei dem hatten sie auch gar nicht so schlecht, nur kriegten sie alle Wochen zweimal eine Tracht auf die Fußsohlen, damit sie nicht fortlaufen könnten. Kaum konnten sie das Ende des Jahres erwarten, daß man sie wieder zum Verkauf ausstellte, und dießmal kamen sie wieder für dreihundert Gulden in die Hand des Pascha Holofernuß. Dieser hatte schon sieben Jahre vorher einmal die Tochter eines Königs im Morgenlande zur Sklavin gemacht, aber sie hatte in der ganzen Zeit nichts von ihm wissen wollen. Darum mußte sie im schrecklichsten Kerker schmachten, und seine drei Sklaven schickte er zu bestimmten Zeiten mit großen Butten in die Weinberge, um Schlangen zu suchen; wenn sie nun die dicken ganz giftigen Schlangen sich nicht anzufassen trauten, so packte sie der Pascha mit eigener Hand und warf sie in die Butten und schickte sie damit heim. Schon vorher hatte er zwei Särge machen lassen, den einen etwas größer wie den andern, und der kleinere war mit lauter großen Löchern versehen. In den Sarg steckte er nun die

Königstochter und ließ die Schlangen auf sie los, den andern Sarg aber nagelte er an den ersten fest an. Wenn die Schlangen sich nun an der armen Princessin genug geweidet hatten, dann schlüpfen sie durch die Löcher in den andern Sarg und ruhten sich da aus. Vier Tage dauerte das, da hatten sie das Mädchen so rein aufgefressen, daß auch nicht das kleinste Spürchen von ihr übrig war. Nun nahm er den Sarg aus dem Verließe heraus, aber die Schlangen waren auch verreckt, und nun that er sie in einen Kessel und wollte Gift daraus kochen. Wie sie zwei Tage gekocht hatten, da gaben sie zur Probe einem Hunde einen Löffel voll ins Maul, davon verendete er auf der Stelle. Wie die drei Gefangnen das wahrnahmen, sahen sie sich auf einmal gedankenvoll an, Johann aber sagte „hört Freunde, wollen wir denn immer so Sklaven bleiben? ich denke ich gieße lieber dem Pascha auch so einen Löffel voll ins Maul.“ Die andern waren zufrieden; und wie der Pascha einmal vom Kochen recht müde geworden war, weil ihm die Hitze doch schlecht bekam: so packten Johann und seine Freunde meinen Herrn Pascha und goßen ihm eine gute Dosis Schlangengift ins Maul, dergestalt daß er auf der Stelle mausetot war. Danach als sie das gethan besannen sie sich ordentlich und nahmen dem Herrn Pascha seine drei goldhaarigen Rosse mit; aber wie sie an der Grenze nicht über eine Brücke mit ihnen kommen konnten, so banden sie die Pferde in einer versteckt liegenden Höhle an, sie selber aber krochen um Mitternacht unter fürchterlichem Donnern und Blitzen glücklich über die Brücke; und nun hatten sie nicht mehr weit bis zu einem hohen Berge, der hieß der Berg von Akaskán. Der Berg war so groß, daß wenn ein Mensch oben stand, so sah er von unten so klein aus wie das kleinste Vögelchen. Da machten sich die drei Flüchtlinge eine geflochtene Fischerbarke, damit sie desto leichter über die See weg-

kämen. Sie waren auch schon ein gutes Stück an dem Berge hinauf und stunden an der letzten Anhöhe.

Nun hatte sich aber Tags darauf nachdem die Gefangnen den Pascha getödet und sich aus dem Staube gemacht hatten, das Gerücht davon verbreitet; man schickte ihnen also Leute nach, und zwei davon, ein Türke und ein Christ, waren grade auf den Weg gerathen den unsre drei eingeschlagen hatten. Wie sie nun vor dem Berge stunden, da sah mein Mann mit dem Turban oben drei Wesen, und dachte auch ganz richtig daß es die drei Gesuchten wären, — aber sein Begleiter, der Christ, lachte ihn aus: es wären ja Adler, und so konnten die oben auf dem Berge ruhig herunterkommen und ihre Barke ins Meer lassen. Sieben Tage und sieben Nächte fuhren sie so, sobald sie aber wieder auf dem Trocknen waren, spürten sie endlich Hunger; da kamen sie in einen großen Wald, und in dem Walde auf eine Schafrist, und auf der Trist giengen sie wieder so lange bis sie einen Stall fanden. In den traten sie ein, da trafen sie aber einen gewaltigen Riesen, der hatte nur Ein Auge auf der Stirne und fragte sie, was sie eigentlich suchten — da erzählten sie ihm denn auch ihren ganzen Umstand. Da gab ihnen der Riese ordentlich zu essen, und wie es bald nachher Abend wurde, da trieb er die Schafe in den Stall, die Schafe waren aber alle so groß wie bei uns die Esel. Um den Stall zu verschließen, hatte der Riese nichts anderes als einen großen Stein, den hätten aber sechzehn gewöhnliche Menschen nicht von der Stelle gebracht.

Nachdem er die Schafe hereingelaßen, setzte er sich auch selber ans Feuer und plauderte mit ihnen; dabei befühlte er auch jeden ordentlich am Halse, wer wol der fetteste wäre. Das war aber der arme Balzer, wie er merkte; darum nahm er ein Meßer, schnitt ihm den Hals ab und gab ihn seinen Schafen zu freßen.

Da sahen sich die beiden Freunde bedenklich an; sie beriethen sich heimlich, und wie sie sahen daß der Riese neben dem Feuer auf dem Rücken lag und schlief, so nahm Johann einen Feuerbrand und stieß ihm den ins Auge, daß er nicht mehr sehen konnte.

Wie es nun Morgen wurde und die Vögel zu zwitschern anfingen, so nahm der Riese die Steinhüre vor dem Stalle weg, und ließ seine Schafe heraus, aber so schlau, daß er seine Beine voneinander spreizte und jedes zwischen denen durchgehn ließ. Nun war aber Johann von Haus' aus ein Schuster und hatte also auch Kneif und Ahle bei sich; er unterrichtete also Lorenzen wie ers machen müßte und gab ihm zugleich eine Ahle in die Hand: er sollte sich einem Schafe an den Schwanz hängen, und wenn er grade unter der Thüre wäre, es rasch mit der Ahle in



den Bauch stechen; dann würde es wie der Blist mit ihm durchrennen.

Ebenso machte es Johann selber, und beide kamen also glücklich durch. Wie nun die Schafe alle heraus waren, machte unser Riese die Thür wieder zu und fühlte nun überall herum. Wie er nun keinen fand, schrie er so furchtbar, daß die Beiden draußen am Strande davon der Länge lang hinfielen. Auch kamen auf sein Gebrüll noch zwölf andre eben so gestalte Riesen gelaufen, und wie sie ihn so elend sahen, packten sie ihn gleich und zerrißen ihn; dann ließen sie alle zwölf ans Meer, aber die beiden Flüchtlinge waren schon zwölf Klaftern weit ins Meer hinein, so daß sie ihre Racheluft nicht fühlen konnten; da stiegen sie an so fürchterlich zu schreien und zu brüllen, daß das Meer sich hoch aufstürmte und die beiden Unglücklichen beinahe in seinen Wellen begrub. Aber Gott errettete sie noch gnädig, und sie fuhren weiter, bis sie an einen Wald kamen. Da hängten sie ihre Barke auf und giengen in dem Walde lustwandeln.

Hier fanden sie unter andern schönen Dingen eine lieblich sprudelnde Quelle, und entdeckten daneben eine Menschenspur; der giengen sie nach, bis sie an eine Einsiedlerwohnung kamen; da giengen sie hinein und fanden einen ganz alten Einsiedler drin, dem bezeugten sie ihre Ehrfurcht und hörten, daß er St. Antonius hieße. Der nahm auch die Wanderer freundlich auf, und darüber froh, boten sich beide an, sie wollten hier bleiben und eben so ein heiliges Leben führen, und wiewol sie kein Haus und keine Hütte hatten, nahm sie doch der Einsiedler ganz gerne zu sich. Tags drauf sollten nun unsre beiden Herrn alles nachthun was der Eremit zu thun pflegte, das heißt also mit Tagesanbruch von dem Hause knielings den ganzen Weg bis an die Quelle rutschen und da beten. Dann wuschen sie sich dort und rutschten

auch so wieder zurück. Wie sie in die Stube traten, lagen da auf einem Tische drei Brötchen sammt andern Speisen was so dazu gehört, und jeder aß sein Theil.

Am folgenden Tage giengen sie, nachdem sie ihren Dienst vollbracht, in dem Walde lustwandeln; da sieng denn Lorenz zu seinem Kameraden an „höre Johann! ich dächte wir schlugen den alten Graukopf tot, am Ende hat er viel Geld vergraben!“ „Ei was sagst du!“ meinte aber Johann; „sieh so ein Armer steht in Gottes Schutz; nein das könnte uns schlimm gehn.“ „Na dann wollen wirs lassen!“ sagte Lorenz drauf. Tags darauf wie sie von ihrem Dienste heim kamen, lagen bloß zwei Brötchen auf dem Tische. Da sagte der Einsiedler „unter Euch ist einer der mir nicht wol will, darum macht auf der Stelle daß ihr aus meiner Siedelei kommt, und der mir übelgesinnt ist soll den Tod sterben den er mir anthun wollte!“

Da machten sie sich also aus dem Staube und irrten wie die Zigeuner lange im Walde herum; bis sie tief in der Nacht von weitem ein Feuer sahen. Auf das giengen sie zu, da fanden sie aber vierundzwanzig Räuber drum sitzen. Die grüßten sie, die Räuber aber fragten wer sie wären. Da sagten sie „wir sind eben solche wie ihr. Da warf der Räuberhauptmann einen Dukaten in die Höhe, und Johann nahm ihn gleich auf; dann warf er noch einen vor Lorenzen hin, der nahm ihn nicht auf. Da wurde der Hauptmann wüthend, steckte ihn gleich wie ein Spanferkel an den Bratspieß und briet ihn am Feuer. So war Johann noch allein übrig. Den schickten sie nun als Posten auf eine Höhe, wo sie gewöhnlich aus den Dörfern ringsum mit Waizen und so etwas vorbeizogen in die Mühle. Bald kam auch ein armer Mann vorbei mit sechs Säcken auf dem Wagen, die nahm ihm Johann gleich und brachte sie in ihren Schlupfwinkel.

Ueber diese erste That freuten sich die andern Räuber sehr; da gieng er, sobald es ohne Aufsehn möglich war, wieder hin, setzte sich auf den Bauernwagen und fuhr ins Dorf; von da führten sie ihn in die nächste Stadt vor den Richter, dem gestand Johann sein Verbrechen ein und bat, es möchten doch Abends um zehn Uhr recht viel Männer mit Gewehren und allerlei Geräthh hinkommen und die Räuber gefangennehmen. Das befahl der Richter denn auch; Johann aber gab ihnen noch das Zeichen, sie könnten ihn unter den Räubern daran erkennen, daß er seinen Hut die Quere hätte. Hierauf gieng er wieder zu den Räubern und setzte sich ruhig mit ihnen hin zum Abendbrot. Bald nachher umzingelten die vom Richter Geschickten die verrathenen Räuber und banden sie einzeln; nur der Hauptmann war noch übrig und Johann, auf den er alles Vertrauen setzte. Aber er täuschte sich ganz gehörig, denn sowie er sich hinsetzte, stieß ihn der von hinten durch den Rücken und verwundete ihn tödlich, dann banden sie ihn auch und setzten ihn auf den Wagen. Da bat er denn Johann nur um das Eine: er möchte ihn nicht eben den Tod sterben lassen wie sein Freund Lorenz hätte sterben müssen. Wie sie aber alle in die Hauptstadt kamen, so wurde das schärfste Urtheil über alle gesprochen, und der fette Räuberhauptmann wurde richtig am Feuer geröstet, wie er es mit Johanns Freunde gemacht hatte. Johann aber wurde nun von Allen sehr geehrt, daß er die Räuber in ihre Gewalt geliefert hatte. Auch der König gewann ihn sehr lieb und machte ihn zum Hofmeister seiner Kinder. Und weil er von Haus aus gutgeartet und nicht häßlich war, auch schöne Kenntnisse hatte, so gewann ihn bald der ganze Hof lieb; aber was noch mehr sagen wollte, auch die Königs-tochter fand an dem annuthigen Jünglinge Gefallen, und bat ihren Vater, er möchte ihr doch den Johann zum Manne geben.

Darüber freute sich der König oder Kaiser sehr, gewährte ihre Bitte und sagte Johann, wie sehr seine Tochter ihn liebte; daß der beinahe närrisch wurde vor Freude. Ein Paar Tage nachher feierten sie ihre Hochzeit, und nun hatte Johann alle Lust verloren wieder heim zu reisen, so daß er auch als König dort gestorben ist. Wer's nicht glaubt, der mag hingehn und sich von dem großen Riesen die Geschichte selber erzählen lassen.

15. Der mittheidige Kaufmann.

Es war einmal ein Kaufmann in der Welt, der hatte nur einen einzigen Sohn, mit Namen Karl; und er wohnte in der Stadt Amsterdam, wo auch der König seinen Sitz hatte. Wie der Sohn nun seine Schule ausgelernt hatte, fragte ihn der Vater, was er für ein Fach ergreifen wollte; der Sohn aber antwortete: weil ihm der Kaufmannsstand so gut gefiele, so wollte er werden was sein Vater wäre. Nun hatte sein Vater zwölf Läden, davon gab er ihm einen, daß er sich besser ausbilden sollte; und weil der Knabe schon vorher alles gut begriffen hatte, so lernte er jetzt auch die Handlung bald; und alsbald übergab ihm der Vater auch von den übrigen Läden soviel Karl nur wollte.

Einmal hatten die Waaren sehr abgenommen, darum sagte sein Vater zu ihm „geh doch jetzt Waaren einkaufen; du kannst nach der Türkei gehn und sie dort holen,“ und ließ ihm zugleich zwölf Rüstwagen mit Gold beladen, mit denen machte er sich auf den Weg. Eine Weile konnte er noch zu Lande reisen, dann mußte er sich auf ein Schiff setzen, und von dieser Seereise landete er eines Samstags in einer großen Stadt. In der war es Sitte:

wer Samstags gekommen war, der durfte Sonntags noch nicht wieder fort. Das wußte Karl freilich nicht, aber der Gastwirt, bei dem er eingekehrt war, sagte ihm das alles, und dazu noch, daß hier an den Sonntagen Jedermann in sein Gotteshaus gienge um zu beten. Darum befahl Karl seinen Dienern, sie sollten alle am Sonntag früh um sechs in ihre Gotteshäuser gehn, er selber aber würde um acht Uhr gehn. Wie die Diener nun giengen und in den Tempel traten, da war an der Thüre ein Leichnam, den mußte jeder anspeien und mit einem Prügel draufschlagen. Es stunden ein paar Wächter daneben, die sagten zu jedem „schlagen Sie hier drauf und spucken Sie drauf,“ da thaten sie es denn auch alle. Wie sie wieder nach Hause kamen aus der Kirche, da sagten sie zu ihrem Herrn „nein so etwas Schandbares haben wir noch nie gesehen wie sie es hier in der Stadt treiben, da muß man gar eine Leiche beschimpfen. Wer dran vorbeigeht und sie nicht anspeit, der wird gleich eingesteckt.“

Da gieng auch Karl in das Gotteshaus, aber er spie den Leichnam nicht an und schlug auch nicht drauf. Der Wächter rief ihm nun zu: wenn er das nicht thäte, so würde er gleich eingesteckt. Aber Karl antwortete „ich thu's nicht eher als bis ich weiß warum man den toten Mann so schändet.“ Sowie sie das hörten, meldeten sie gleich dem Stadtrichter: da wäre ein Mann, der wollte die Leiche nicht eher bespeien wie die Andern, bis man ihm gesagt hätte warum das geschehen sollte. Da kamen die Rathsherrn mit einem ganzen Haufen Schuldscheine und Bücher zu ihm und sagten „wenn du das durchaus wissen willst, so mußt du vorher sehr viel Geld bezahlen.“ „D“ sagte da Karl „darauf kommts mir nicht an, wenn ich auch mein ganzes Vermögen hingeben muß; aber diese schändliche Sitte mach' ich nicht mit, denn

ich habe noch niemandem im Leben etwas Böses gethan und noch viel weniger will ichs im Tode.“ Da sagte der Richter zu Karl „so bring dein Geld her, wir wollen sehen obs genug ist zur Bezahlung der Schulden.“

Da schrieb Karl ein Zettelchen und schickte es in das Wirtshaus: sie sollten auf der Stelle sechs Saumlasten Geld herbringen. So wie das Geld ankam, fieng der Richter an, es zu zählen, sagte aber bald „höre das ist noch zu wenig.“ Da befahl Karl die sechs andern Saumlasten herzubringen; und sie brachten sie auch. Da sahen denn die Richter, daß es genug war und sagten zu Karl „siehst du wenn du nun wissen willst warum dem Manne die Schande angethan wurde, so mußt du alle seine Schulden bezahlen. Der war als er noch lebte ein gewaltig reicher Mann und hochmüthig, und that Niemandem etwas Gutes, und wenn ihn auch ein Nothleidender ansprach, so half er ihm doch nicht sondern lachte ihn aus. Da strafte ihn aber Gott für all sein Thun, und kam so ins Elend, daß er all sein Gut verlor und diese vielen Schulden gemacht hat. Darum wurde sein Leichnam nun so behandelt.“ Nachdem die Rathsherren so den Grund erzählt hatten, ließen sie alle seine Schuldner zusammenkommen: und in jedem Wagen saßen zwei Männer und lasen die genannten Zahlen, wieviel sie bekämen. Da mußte er denn die zwölf Rüstwagen mitsammt den Pferden hingeben, und befriedigte die Schuldner damit so vollständig, daß, wie er auch das Begräbniß bezahlt hatte, so blieb ihm grade noch ein halber Groschen. Wie er damit heimgehen wollte, da trat ihm ein alter Bettler entgegen und rief „Ach Guer Gnaden, mir ist er auch schuldig gewesen, einen halben Groschen ist er mir schuldig gewesen.“ Da gab er dem Bettler sein letztes Geldstück.

Danach entließ er alle seine Diener, er selber aber machte

ſich auf den Heimweg, und mit Müß' und Noth konnt' er ſich ſo durchbetteln; indeſſen warteten ſeine Eltern und warteten, weil ſo große Noth an Waaren war. Wie er ſchon nahe an der Stadt war, ſo traf er zufällig mit ſeinem Vater zuſammen, der da draußen ſpazieren gieng. Der Sohn erkannte ſeinen Vater auf der Stelle und rief ihm entgegen „lieber Vater, wie gehts dir?“ Da ſagte der „biſt du denn mein Sohn Karl?“ „Ja freilich bin ich der!“ „Nun was machſt du denn?“ „O mir gehts gar nicht gut; ich habe ein paar tüchtige Schiffbrüche erlebt; auf dem Meere haben mich die Seeräuber überfallen, und weil wir keine Waffen hatten, ſo konnten wir uns nicht verteidigen; unſre Schiffe wurden in Stücke zerſchoßen, und ich rettete mich zum Glück auf einem Brette; ſo kam ich an einen Theil der Inſel, wo ich drei Tage warten mußte biß ein andres Schiff kam und mich mitnahm.“

Alle dieſe ausgedachten Lügen brachte Karl vor, ſein Vater aber bedauerte ihn von ganzem Herzen wie er das hörte; dann nachdem ſie ſich alles erzählt, giengen ſie heim zur Mutter und berichteten es auch der; aber die Mutter ſagte „Das iſt alles nichts, wenn du nur wieder hier biſt!“ Karl aber ſagte zu ſeinen Eltern „weil die Waaren denn doch ſo nothwendig ſind, ſo will ich jezt noch einmal gehn.“ Da belud der Vater zwölf Schiffe mit Geld und ſagte zu ihm „nun fahre dießmal nach England.“ Alsbald wurden alle Anordnungen getroffen und ſie ſegelten nach England; aber dort kauften ſie nicht gleich ein, ſondern mußten weiter biß zur königlichen Hauptſtadt. Wie ſie nahe an die Königsſtadt kamen, da dachten die Bewohner der Stadt: der Feind käme; darum ſchoßen ſie auf die Schiffe, daß ſie ſie beinahe zertrümmert hätten. Da wußte nun Karl eine Weile wirklich nicht, was er machen ſollte, ob er vorwärts ſollte oder umkehren; beides konnte

ihm übelbekommen. Darum berieth er sich mit dem Schiffshauptmann auf seinem Schiffe, was sie machen sollten; der aber sagte „das Beste ist wir ziehen eine weiße Fahne auf.“ Das thaten sie auch, und sogleich schickten sie aus der Stadt einen Boten an Karl, dem sagte er: er wäre Kaufmann und wollte Waaren holen; da kehrte der Bote wieder um und erzählte das in der Stadt.

Sogleich wurden die Hafenthore aufgethan und so konnten sie bis nahe an die Stadt heran segeln. Auf der Stelle gieng Karl zum Stadtobersten und bat um die Erlaubniß, daß er vierzehn Tage hier bleiben und einkaufen dürfte — das erlaubten sie ihm auch gern. In der Zeit gieng Karl mit seinem Schiffshauptmann in der ganzen Stadt spazieren und besah sich alles, und so kam er auch am einen Stadtende an das königliche Schloß. Da sahen sie auf einmal drei Mädchen, die Hände auf dem Rücken, an eine Seule gebunden, und sahen wie sie von den Leuten angespien wurden. Weil sie das aber nicht mitthun wollten, so wurden sie ergriffen und vor den König geführt. „Hörst du wol?“ sagte der König; „siehst du hier die neun und neunzig Köpfe aufgesteckt? wenn du nicht thust was befohlen ist, so soll deiner der hundertste werden.“ Aber da antwortete Karl „Großmächtigster König, das thu' ich nicht eher, als bis ich die Ursache weiß, denn mir haben die drei nie etwas gethan.“ Da sagte der König zu ihm „wenn du das wissen willst, so kannst du es allerdings erfahren und dein Leben retten, wenn du recht viel Geld hast.“ Karl aber antwortete wiederum „Großmächtigster König! ich habe zwölf Schiffe voll Geld mitgebracht.“ „„Gut““ sagte der König; „„wenn du mehr Geld hast als mein Riese auf einmal tragen kann, so sollst du Geld und Leben behalten; kann er's aber tragen, so ist Geld und Leben zusammen verloren.“ Da schickte Karl seinen Schiffshauptmann an Bord: er möchte den Andern sagen daß sie

alles Geld in Gold umwechselten. Den Karl aber ließ der König nicht wieder gehn sondern sagte ihm, aus welchem Grunde die drei Mädchen dort angebunden stünden; der Riese aber ließ sich unterdessen einen Sack aus vierundzwanzig Büffelhäuten zusammen nähen. „Nun Karl“ sagte der König, „jetzt will ich dir die Sache erzählen. Die eine von den Dreien ist eine Fürstentochter, die Tochter des Königs von Frankreich; die beiden andern aber sind ihre Zosen. „Wie ich einmal Krieg hatte mit ihrem Vater, so nahm mich der gefangen und setzte mich in eine Festung; sobald ich aber diesen meinen starken Riesen fand, so siegte ich wieder, und weil ich nun am Vater meine Rache nicht auslaßen kann, so thue ich wenigstens seiner Tochter alles Leid an.“

Nachdem sie das Geld ganz gewechselt, packte Karl seine Dukaten wieder in seine Schiffe; dahin begaben sich nun Karl, der König, und sein Riese, und dieser hatte den Ledersack über die Schulter hängen. So wie sie dort angekommen waren, fieng der Riese an, seinen Sack zu füllen, und steckte die Dukaten von zehn Schiffen hinein; wie er aber sah daß doch nicht alle hineingingen, schüttelte er den Sack ordentlich und so brachte er noch die Dukaten vom elften hinein. Nun sah er aber wieder daß er nicht mehr faßen könnte, da trat ers mit dem Fuße fest drin, und so brachte er auch das Geld vom zwölften zur Hälfte noch hinein, aber ganz giengs doch nicht, dazu war der Sack zu voll. Da packte der Riese den Sack und gieng hinter dem Könige her, Karl aber gieng hinter beiden drein. Wie nun Karl sah daß der Riese müde wurde weil ihm alle Knochen knackten, so seufzte er heimlich gen Himmel: er möchte ihn doch nicht im Stich laßen und nicht zugeben daß dieser wüthende König Rache an ihm nähme. Der Heidenkönig freilich freute sich unterdessen insgeheim; aber wie der Riese auf der Schloßstreppe den Sack voll Dukaten so recht derb auf=

setzte und ihn vollends hinausschleppen wollte, da fiel er rücklings über und brach den Hals; auch der Sack barst mittendurch, und die Dukaten rollten bis ans Thor. Da sagte der König „höre Karl, du wärst mit samt deinem Gelde verloren, und die Königstochter dazu, wenn mein Riese da noch lebte.“ Da räumten sie alles Geld gleich auf die Schiffe, und weil der König befohlen hatte: wenn sie in vierundzwanzig Stunden das Land nicht verließen, dann würden sie gehängt — so eilten sie gewaltig, daß sie sobald wie möglich fortkämen. Unterdes aber machte Karl mit dem Schiffshauptmann die Königstochter samt ihren beiden Bräutern von der Steinseule los und brachten sie mit aufs Schiff. So wie sie das Geld wieder eingesackt hatten, machten sie so rasch wie möglich und ruderten so tüchtig, daß sie in vierundzwanzig Stunden außerhalb der Landesgrenze waren; und das war ihr Glück, sonst hätte der König doch noch seine Wuth an ihnen ausgelassen.

Eines Tages unterwegs kamen sie in eine kleine Stadt, wo sie sich vierzehn Tage aufhielten. Da sagte er zu seinen Dienern „nehmt euch Geld so viel ihr braucht, und kauft ordentlich für euch ein.“ Unter der Zeit wechselten die Mädchen ihre Kleider und gewannen auch ihre blühende Farbe wieder: die Königstochter besonders war ausnehmend schön. Da ließ er denn ein Paar Ringe machen, den einen für sich, den andern für die Königstochter die Jenny hieß. Nachdem die vierzehn Tage vorbei waren, fuhren sie weiter auf Amsterdam; und wie sie ganz nahe schon waren, ließ Karl seine Leute drei Stücke lösen, damit sein Vater seine Ankunft erführe. Aber in der Stadt wußten sie nicht was sie von dem Schießen denken sollten; der König erschrak sehr, denn seine Soldaten waren grade alle nicht zu Hause; also zog er eine weiße Fahne auf, als Zeichen daß der Fremde ungefährdet in die Stadt könnte. Wie sie aber herankamen, da sah der

König, daß es gar keine Feinde waren; und wie er gar die schöne Fürstin und die vielen Dukaten sah wie sie gelandet wurden, so dachte er es wäre irgend ein großer Held, darum empfing er ihn auch mit vielen Kanonenschüssen als Gruß. Karls Vater aber war nicht sehr traurig drum daß er keine Waare gebracht hatte, vielmehr freute er sich über das schöne Geld aus fremdem Lande; und noch mehr, wie sein Sohn ihm sagte: er wollte die befreite Königstochter zur Frau nehmen. Darüber freute sich die Princessin sehr und sagte zu ihm, d. h. zu Karlen „hörst du wir müssen auch einmal in meines Vaters Land ziehen; aber ehe wir das thun, mußt du ausgehn und grade so ein Pferd suchen wie ich hier eins gemalt habe, und mir heimbringen.“ Nun zog Karl hin und her im Lande, aber nirgends konnte er so ein Pferd finden.

Einmal wie er grade auf dem Heimwege war, sah er einen alten Mann mit einem Wagen, den die beiden vorgespannten Pferde gar nicht aus dem Moraste herausziehen konnten. Da stieg er von seinem eignen Pferde ab, machte sich mit dran und brachte den Wagen richtig heraus. Unterdessen war das zurückgebliebene Fohlen des armen Mannes nachgekommen. Wie Karl das sah, dacht' er auf der Stelle „so eins hab' ich doch noch nie gesehn.“ Dann nahm er das gemalte Pferd heraus und fand es dem Fohlen ganz ähnlich; auf der Stelle bot er dem Bauer für das Fohlen mit samt seiner Mutter hundert Dukaten; wie aber der arme Mann anfing um sein Fohlen zu klagen und er das hörte, da gab er ihm zweihundert. Nun gieng er mit dem gekauften Fohlen heim und zeigte es der Königstochter; da sagte die „das Fohlen ist ganz und gar so wie meines Vaters Pferd war; darum, lieber Karl, thu's unter ordentliche Pflege, daß es sich ausruhen kann; dann ziehst du damit nach Paris zu meinem Vater und ich gebe dir einen Brief mit, in den schreib' ich wo

und wie du mich befreit hast, und schreib' auch: er soll herkommen zu uns, denn wenn ich erst zu ihm hinreisen soll, so werde ich nicht glücklich."

Nachdem sich nun das Fohlen ein halbes Jahr ordentlich ausgeruht hatte, so machte sich Karl auf und fuhr auf einer Fährre gleich bis Frankreich. Da konnte er das Fohlen mitnehmen und allerlei königliche Kleidung. So wie er ans Land gestiegen war, so band er die Fährre an, zog königliche Kleider an und bestieg sein Ross; so daß wer ihn sah denken mußte: er wäre der König von Paris. Wie er in der Stadt angekommen war, ritt er gleich bis zum Schloße; hier stieg er vom Pferde, band's aber nicht an, sondern ließ es so, damit er desto rascher wieder fortsprengen könnte wenn er fertig wäre; denn er wollte nicht daß man ihn kennen sollte. Er gieng also zum Könige, grüßte ihn und übergab ihm den Brief, den er mit großem Jubel empfing; sogleich aber rannte jener die Treppe wieder herunter und galoppierte davon. Als der König nun den Brief aufgemacht hatte, las er gleich in den ersten Zeilen „Ueberbringer dieses ist der Jüngling der mich von dem Schandpfahle erlöst hat, darum komm und besuche mich: ich bin jetzt in der Stadt Amsterdam.“ So wie der König diesen Brief las, schickte er Karlen ein paar Boten nach, die brachten ihn denn auch bald, weil er noch nicht aufs Meer war, wieder vor den König geführt; darauf sagte der zu ihm „wie kannst du doch mein Haus so schnell wieder verlassen, da du dir ein solches Verdienst darum erworben hast, das ich dir soviel möglich zu vergelten schuldig bin. Ich kann freilich jetzt nicht selber mit dir, aber ich will dir sechs-tausend Mann zu Fuß mitgeben unter einem General; mit denen geh und bringe mir meine Tochter her.“ Da setzten sie sich sogleich zu Schiffe, und wie sie schon in der Nähe von Amsterdam waren, so bat Karl den commandierenden General, er möchte von seinen

Leuten drei Kanonen lösen lassen. Wie sie das thaten, da dachte der König: Karl hätte wieder ein Reich erobert, und käme nun wieder es seinem Vater zu melden.

Kaum waren sie ans Land gestiegen, so kam ihnen Princessin Jenny entgegen und sagte „lieber Karl, ich sehe du bist nicht glücklich gewesen, weil mein Vater nicht kommen kann.“ Da wurde nun der General in das Haus des Kaufmanns einquartiert, die übrigen Soldaten aber in die Stadt, und während der ganzen Zeit freigehalten; sie brauchten für Essen und Trinken keinen Heller zu zahlen. Aber weil für die Princessin nunmehr ihres Bleibens nicht mehr war, so beredete sie Karlen, daß sie sich zu ihrem Vater nach Frankreich aufmachten; der König aber geleitete sie mit der größten Pracht aus der Stadt.

Die Princessin, Karl und der General nahmen nun ein Schiff für sich. Unterwegs aber, während sie auf See waren, verliebte sich der General in die Königs-tochter und dachte bei sich: wenn ich den Karl nicht bei Seite schaffe, so kann ich meinen Wunsch nicht erreichen. Wie sie nun schon ein gut Stück von Amsterdam weg waren, so fanden sie eine Insel, wo ein schöner Ort zum Lustwandeln war. Karl stieg also aus, um sich ein wenig zu ergehen; so wie das der General sah, befahl er seinen Leuten, rasch weiter zu fahren. Auf dem Schiffe merkte das niemand weiter als die Schildwache; die hatte der General aber bestochen und ihr einen Eid abgenommen niemanden etwas zu sagen; wenn sie in Paris angekommen wären, sollte er auch avancieren. So giengs denn fort ohne daß Karl etwas davon merkte, auch das Mädchen schlief unterdessen. Wie sie endlich aufwachte, suchte sie ihren Karl überall und fragte die andern wo er wäre; aber niemand wußte etwas von ihm zu sagen. Da kam sie denn auf den

Gedanken, er möchte ins Meer gesprungen sein, und nahm sich fest vor, nie von ihm zu lassen.

So wie sie nun daheim ankamen, war des Königs erste Frage nach Karl; aber so oft er nach ihm fragte, antwortete der General „ja ich weiß nichts von ihm;“ auch das Mädchen wußte nichts über ihn zu sagen. Auch als sie schon ein gutes Weilchen wieder zu Hause war, war sie immer noch traurig und voll Sehnsucht nach ihrem Karl. Der General hielt um sie an, aber sie sagte: sie wollte nicht heirathen, sondern auf ihren Karl warten; ihren Vater aber bat sie: er möchte ihr ein Jahr, einen Monat und einen Tag gewähren, daß sie auf ihren Bräutigam warten könnte. Dann richtete sie am Stadthore eine Schenke ein, und gab Befehl: wer in Karls Namen etwas forderte, dem sollten sie's umsonst geben. Da gieng sie nun jeden Tag hin und weinte auf ihrem Zimmer, und küßte ihren Ring auf dem Karls Name stund.

Karl lebte indessen schon ein ganzes Jahr von Wurzeln und hatte noch keinen an die Insel heran kommen sehn; da kam aber eines Tages ein alter Mann heran, den winkte er zu sich. Wie der Alte näher kam, rief er ihm zu „steig in meinen Kahn, Karl.“ Da schrak Karl zusammen und fragte „woher weißt du, mein guter Alter, daß ich so heiße? Du mußt mich gut kennen, daß du meinen Namen sagtest!“ Da setzte ihn der Alte über und gab ihm drei Dukaten und sagte „ich bin der Mann den du in der Türkei auf deine Kosten befreit und begraben hast; ich war die Leiche an der Tempelthüre, dir dank' ichs daß ich lebe. Nun mach aber daß du nach Paris kommst; deine Brant hat noch nicht geheirathet, aber am Stadthor hat sie eine Schenke gebaut, da wird jeder frei gehalten der in deinem Namen fordert; die Königstochter kommt auch alle Tage selber hin. Geh und sei glücklich.“ Da

verabschiedeten sie sich von einander, Karl dankte dem Alten für seine Gefälligkeit, dann machte er sich auf den Weg nach Paris.

Dort angekommen kehrte er, so lange sein Geld reichete, in ein Wirthshaus ein und verlangte ein Zimmer für sich. So lebte er da drei Tage von seinem Gelde; da entließ der König von Frankreich gerade seine beurlaubten Soldaten. Einer von ihnen kam gerade in dasselbe Wirthshaus, in der einen Hand seinen Urlaubspass, in der andern vier Kreuzer, und brummte für sich „vierundzwanzig Jahre im Dienst und nu krieg' ich bloß vier Kreuzer ausgezahlt!“ Wie Karl den alten Soldaten sah, rief er ihn heran und fragte ihn, was ihm fehlte. Da erzählte ihm der Soldat seine Klage, Karl aber sagte „warum bittet Er sich denn nicht mehr aus?“ „„D das hab' ich gethan““ war die Antwort, „„aber ich habe nicht mehr gekriegt.““ „Nun wart' er hier ein bißchen,“ sagte Karl; „geb' Er mir Seine Sache, ich will in Seiner Person hingehn, bleib' Er nur so lange hier.“ So ließ ihm denn der Soldat seine Kleider, Karl gieng in die Schenke und sagte „in Karls Namen bitt' ich mir Eßen und Trinken aus, und auch Geld, denn das hab' ich sehr nöthig.“ Der Wirt fragte wieviel er brauchte; da sagt' er „drei Duzend Dukaten.“ Das bekam er auch und gieng damit zurück in seine Wohnung, da sagte er zu dem alten Soldaten „nun schau Er mal: drei Duzend Dukaten hab' ich gekriegt; aber wart' Er nur bis morgen, da werd' ich nochmal gehn, vielleicht blüht da mein Waizen erst recht.“

Am andern Tage gieng die Königstochter in das Wirthshaus und fragte „ist Jemand da gewesen der Karls Namen erwähnt hat?“ „„Ja wol““ sagte der Wirt, „„es war ein abgedankter Soldat da, und wir haben ihm alles gegeben was er wollte.““ — Tags darauf kam Karl wieder so in das Wirthshaus und forderte „in Karls Namen“ Eßen und Trinken, und sechs Duzend Duka-

ten, und sie gabens ihm auch. Da zeigte er sie wieder dem alten Soldaten und sagte „nun schau Er mal, hat der König mir wieder sechs Duzend gegeben; wart' Er nur noch einen Tag, so hat man mich vertröstet.“ Indes kam die Königstochter wieder in das Wirthshaus, und fragte, ob niemand dagewesen wäre in Karls Namen etwas zu fordern; da antwortete man ihr „ja der Soldat ist wieder dagewesen und hat gekriegt was er wollte. Da weinte und schluchzte die Königstochter und betete: wenn er noch am Leben war, so möcht' er ihr doch wieder zugeführt werden, denn nun wäre ihre Zeit um und sie müste nun heirathen. — Am dritten Tage kam der Soldat wieder und forderte in Karls Namen zu essen und zu trinken und zwölf Duzend Dukaten; zudem wollt' er aus dem goldnen Becher trinken, aus dem die Königstochter gewöhnlich tränke. Das wollten sie ihm zuerst nicht erlauben; weil er aber sagte, es dürste ja keine Bitte abgeschlagen werden die in Karls Namen geschähe, so füllten sie ihm endlich den Goldbecher mit Wein. Da trank er ihn halb aus, that aber seinen Ring hinein, und sagte zu den Leuten, sie möchten der Königstochter bestellen, er ließe sie in Karls Namen bitten den Wein auszutrinken. So wie der Soldat fertig war, sahen sie nach, ob noch etwas im Becher drin wäre; da sahen sie den goldnen Ring drin und freuten sich, daß er nicht alles getrunken hatte; denn sonst (dachten sie) hätt' er auch den Ring mit hinuntergetrunken den die Königin gestern hier vergessen hat.

Indes gieng Karl heim in seine Wohnung und übergab sein Gold dem alten Soldaten, den er nachgemacht hatte, mit den Worten „nun Alter haben wirs hier, jetzt haben sie Ihn bezahlt, mehr kriegt Er nicht, nun geh' Er in Gottes Namen!“ Da sagte der Soldat, er sollte die Hälfte davon für sich nehmen, weil ers ihm ja verschafft hätte, aber Karl dankte und nahm nichts, son-

deru sagte „ich habe schon so zu leben.“ So gieng denn der abgedankte Soldat seines Weges, Karl aber zog wieder seine Kleider von vorher an. Wie nun die Königstochter wieder kam und nachfragte, ob niemand dagewesen und in Karls Namen um etwas gebeten hätte: da sagten die Wirtseute „ja der alte Soldat ist wieder dagewesen und hat durchaus aus Eurer Hoheit Becher trinken wollen und da haben wirs auch erlaubt; da hat er aber hinterlassen: Eure Hoheit sollte in Karls Namen den Rest Wein austrinken. Aber es ist nur gut, daß er die Hälfte übrig gelassen hat, denn Eure Hoheit hatte Ihren Ring drin gelassen.“ Da sagte die Princessin „was für ein Ring? ich habe ja meinen am Finger!“ „Aber der hier ist gradeso.“ „Laßt doch mal sehen.“ Da sah sie denn auf einmal, daß es der Ring war, den sie Karlen gegeben hatte; darüber freute sie sich gewaltig, trank den übriggelassenen Wein aus, und fragte die Leute aus, was es für ein Soldat gewesen wäre. „Vierundzwanzig Jahre hatte er gedient“ sagten die; „nun ist er in seine Heimath gegangen und wird sobald nicht wieder kommen.“

Da gieng die Königstochter zu ihrem Vater und sagte ihm: Karl wäre noch am Leben; er möchte doch alle abgedankten Soldaten zusammenrufen, daß sie sie mustern könnte. Nicht lange so waren sie auch alle beisammen, aber der Eine den sie suchte war doch nicht drunter. Da sagte sie „hört ihr Alten, hat keiner von Euch sich einmal verkleidet?“ und zugleich versprach sie auf Ehrenwort, daß keiner dafür bestraft werden sollte. Da meldete sich der alte Soldat und sagte „Durchlauchtigste Princessin, nun meinestwegen so will ichs gestehen: ich habe einmal meine Kleider mit einem jungen Herrn getauscht, der am Stadtthore in einem Wirtshause wohnte.“ „Nun und was gab der dir?“ fragte die Königstochter. „So und so viel Dukaten; aber wo er sie her hat, weiß

ich nicht.“ Da beschenkte die Königstochter den Mann reichlich, und auch die Andern, weil sie alle den Weg noch einmal gemacht hatten.

Auf der Stelle ließ nun der König seine vierspännige Kutsche anspannen und so fuhren sie feierlichst dorthin; aber wie sie den Gastwirt fragten, wo denn hier der Fremde wäre, und der ihnen auch die Stube zeigte: da hatte sich Karl schon eingeschlossen. Sie riefen ihm zu, er sollte aufmachen, und pochten an die Thüre; er aber gab zur Antwort „geht, ich bin kein Dieb oder sonst ein schlechter Mensch, darum laßt mich zu Frieden.“ „„Nein nein““ rief man ihm wieder zu; „„der König hat nach Euch geschickt,““ aber weil sie durchaus nicht hineinkonnten, so kehrten sie um und meldeten wie die Sache stünde. Da gieng die Königstochter selber hin mit einem Hauptschlüssel, schloß auf und gieng in die Stube. Da zog Karl seinen Säbel, hieb nach ihr und sagte „wenn du nicht auf der Stelle herausgehst, so stech' ich dich tot.“ Aber die Königstochter antwortete „mein lieber Karl, das thue du nur, ich sterbe gern für dich, du hast mich ja auch erst vom Tode errettet.“ Wie sie das sagte, hob er sie auf, küßte sie und sagte „denke nur nicht, mein Lieb, daß ich vielleicht im Zorne dich wirklich geschlagen hätte, aber ich wollte nur wissen wie groß deine Liebe zu mir wäre.“ Da giengen sie heim, und wie er die That des Generals erzählte, ließ der König den hinrichten; dann hielten sie eine große Hochzeit und feierten die Befreiung der Königstochter und Karls Wiederkommen auf einmal. Dann giengen sie zu Karls Eltern; die gaben aber die Kaufmannschaft auf und zogen mit ihnen nach Paris, und da lebten sie noch viele Jahre vergnügt zusammen.

16. Kutscher Toms.

Es war einmal irgendwo in der Welt ein armer Mann, der hatte einen Sohn den er selber nicht ernähren konnte; und wie er nun starb, so wurde das Kind von den guten alten Frauen des Dorfes erzogen: die gaben ihm zu essen und zu trinken, und so gedieh es aufs schönste. Der Knabe war nun wol schon neun oder zehn Jahr alt, da dachte er bei sich: es wäre doch für so einen Jungen eine Schande, immer nur von des lieben Gottes Brote zu leben; es wäre viel besser wenn er einen Dienst suchen gieng; und nachdem er lange darüber nachgedacht, machte er sich endlich auf den Weg, wanderte durch siebenmal sieben Länder und suchte sich einen Dienst. So wandert' er immer zu ohne Last und Ruh seines Weges, da begegnete er einem Manne, der war ausgegangen sich einen Diener zu suchen. Wie sie nun grade auf der Straße zusammentrafen, so grüßte der Junge den Mann und sagte „wohinaus, mein Herr Oheim?“ und der Mann grüßte ihn wieder und sagte „wo willst du denn hin, mein Junge?“ „Ach“ sagte der Knabe, „ich gehe einen Dienst suchen.“ Da antwortete der Mann „nun sieh und ich suche grade einen Diener; weißt du was, ich werde dich annehmen: ich habe keinen Sohn und keine Tochter, ich habe nur eine alte Mutter, und da sind wir denn dreie.“

Wie sie nun weiter giengen, unterwegs so fragte der Mann „Höre mein Junge, wieviel verlangst du aber für ein Jahr, und du weißt das Jahr gilt jetzt nicht mehr als drei Tage?“ Da antwortete der Knabe „mein Herr Oheim, mir ist alles gleich; ich will euch bis an meinen Tod dienen, wenn ich nur genug zu essen und zu trinken friege.“

So kamen sie also bei dem Manne an und da sagte der zu seiner Mutter „siehst du, Mutter, da ist ein Junge, den hab' ich als Diener angenommen.“ Sagte die Mutter zur Antwort „o nicht zum Diener, der wird noch einmal dein Herr werden.“ „„Ei wie wäre das möglich, liebe Mutter!““ sagte der Mann darauf, „„so ein armes Kind soll einmal mein Herr werden; er hat ja keinen Vater und keine Mutter und weiß nicht einmal wo er hingehört: er lebt so in die Welt hinein, als wär' er vom Baume gefallen.““ Na sie gaben ihm also zu essen und zu trinken soviel er mochte: er aß aber auch soviel wie sonst kaum zwei oder drei Mann hätten bezwingen können. Wie der Junge satt war, sagte sein Herr zu ihm „willst du noch etwas essen?“ „„Nein““ sagte der Junge, „„nun mag ich nichts mehr; nun bin ich ganz satt.““ „Schön, wenn du satt bist, so will ich dir den Acker zeigen wo du nun arbeiten und hacken sollst.“ Der Mann nahm ihn also mit heraus und zeigte ihm ein Maisfeld, das sollte er behacken und darauf arbeiten; dann gieng er heim und ließ den Knaben da. Da arbeitete er nun für sich und brachte soviel vor sich, wie sonst kaum dreißig oder gar vierzig Mann an einem Tage fertig gebracht hätten. Sein Herr kam dann des Abends wieder zu ihm hinaus, nahm ihn mit heim und sagte zu seiner Mutter „liebe Frau Mutter, Ihr werdet's nicht glauben, was unser Knecht für ein tüchtiger Arbeiter ist, aber es ist wahrhaftig keine Prahlerei: dreißig oder vierzig Mann hätten nicht soviel an einem Tage schaffen können wie er geschafft hat. Wenn die Sachen so stehn, so ist er nicht umsonst soviel: man sieht er arbeitet auch danach.“

Wie nun die drei Tage um waren (denn die machten ja dort ein Jahr aus), so sagte sein Herr zu ihm „nun mein Junge, das Jahr ist um: willst du jetzt gehn oder noch bei uns bleiben?“ Der Junge aber sagte „nein ich geh nicht weg, Herr Ohm; ich

bleibe bei Euch.“ „„Nun mein Junge““ sagte der Alte wieder, „wenn du bleiben willst, so nehm' ich dich für das neue Jahr wieder an; aber was willst du fordern? damit wir uns am Ende nicht wegen des Lohnes zanken.“ „I warum nicht gar, Herr!“ sagte der Knabe; „ich bleibe von Herzen gern Knecht bei Euch, denn hier krieg' ich ja reichlich zu essen und zu trinken.“ Also blieb der Knabe wieder; das neue Jahr war wieder drei Tage, und ehe man sich's versah, waren sie wieder um. „Höre“ sagte der Mann, „das Jahr ist am Ende: willst du bleiben oder verläßt du uns?“ Der aber antwortete „Herr, wie ich schon gesagt habe: ich sehne mich gar nicht nach einem andern Dienste, und bleibe gern hier, wenns Euch und Eurer Frau Mutter so recht ist.“ Da sagte die alte Frau zu ihm „mein lieber Sohn, ich habe dich ganz gern und kann dich sehr wol leiden; auch mein Sohn hat dich lieb; darum wenn du gern fortdienen willst, so sag nur: wieviel willst du jährlich für deinen Dienst, denn einen Knecht der umsonst arbeitet wollen wir nicht; willst du dann gern fortdienen bei uns, so sollst du auch einen guten Lohn bekommen, von dem du den Leuten getrost erzählen kannst.“ Da sagte der Junge „liebe Frau Mutter, ich danke Euch schön für Eure Güte gegen mich, aber ich bleibe da und diene hier weiter.“

So blieb er denn wieder drei Tage, die machten ein Jahr, und bald war das herum. Aber da kam dem Jungen doch einmal der Gedanke: du lieber Gott! es wäre doch wol besser für mich, wenn ich einmal wo anders hingienge und es dort probierte, denn je mehr ein junger Mensch probiert, lernt und sieht, desto besser ist's für ihn. Der Herr fuhr nun wieder aufs Feld, und wie sie auf dem Heimwege zusammen auf dem Wagen saßen, so sagte er wieder zu seinem Diener „bleibst du wieder bei uns oder willst du abziehen?“ Da antwortete das Kind „ich wills heut

Abend sagen nach dem Abendessen.“ Wie sie zu Hause gekommen waren, so sagte der Mann zu seiner alten Mutter „liebe Mutter: unser Knecht wird nun doch wol keine Lust mehr haben bei uns zu bleiben, denn wie ich ihn fragte, so sagte er „ich wills nachher sagen wenn ich geessen habe;“ darum müssen wir ihn heute recht ordentlich versorgen, daß er hernach nicht etwa über Hunger klagt, denn es wäre doch eine große Schande für unser Haus, wenn er es hungrig verließ.“ Der Knecht aß sich also ordentlich satt, da sagte die alte Frau zu ihm „nun mein Sohn, bleibst du bei uns, oder willst du weiter ziehn?“ „Liebe Mutter“ antwortete der Junge, „jetzt möcht' ich doch weiter und mich auch anderswo umsehn.“ „Schön, mein Junge“ sagte die Alte; „mir ist's recht, aber was verlangst du nun für deinen Dienst in den drei Jahren?“ „Ach“ sagte der Junge, „ich will gar nichts haben; ich bin ganz zufrieden daß ichs in Eurem Hause so gut gehabt habe.“ Aber die alte Frau sagte wieder „nein ich kann deinen Dienst für die drei Jahre nicht so umsonst annehmen, ich werde dir drum für jeden Tag sieben Groschen geben; drum mein guter Junge, wie viel macht das auf die drei Jahre?“ „Dreiundsechzig“ sagte der Knabe. Die gaben sie ihm denn auch und eine Hose von Büffelleider dazu; damit wanderte der arme Bursche nun ohne Last und Ruh durch siebenmalseven Länder bis in die Mitte des lieblichen Ungarlandes.

Unterwegs fand er nirgend ein Dorf, nirgend eine Stadt, nichts als lauter Wald; das war er denn endlich überdrüssig und dachte: vielleicht wäre es gut wenn er sich ein Weilschen hinsetzte und unter einem Baume ausruhte: das that er denn auch. Wie er so dafas, wurde er ganz schläfrig und dachte: du könntest wol ein Bißchen schlafen; und wie er so hindämmerte, dachte er: es wäre doch wol beßer, er kehrte wieder um und gieng den Weg zurück den

er gekommen war. Ueber diesen Gedanken schloß er ein, und nun träumte er: er dürfte den Weg nicht wieder zurückgehn, denn sonst verlöre er seine Büffelhosen; wenn er aber vorwärts gieng, so würde es ihm ganz gut gehn. Nur müßte er durch den großen Wald ganz durch, und wenn er auf der andern Seite heraus wäre, so dürfte er sich nicht links wenden sondern rechter Hand; nicht weit davon würde er dann ein Schloß sehen, da würde er einen Dienst finden, weil dem Könige der darin wohnte grade sein Paradekutscher gestorben wäre und der nähme ihn gern gleich an.

Er kam auch wirklich bis an das Schloß und blieb ein wenig vor der Thormache stehn, sah sich um und gieng hin und her, wie er wol in des Königs Schloß hinein kommen könne. Da dachte die Schildwache, es wäre doch gut ihn mal anzureden, und sagte also zu ihm „Landsmann, was willst du da? du möchtest wol gar ein Bißchen stehlen?“ Da antwortete der junge Bursche „nein wahrhaftig nicht, Herr Soldat; ich bin nur hergekommen, weil ich gehört hatte, des Königs Majestät brauchte einen Diener, und da wollt' ich fragen ob er mich brauchen könnte.“ Da sagte der Soldat „ja Freundchen, das weiß ich nicht, ob er dich nimmt oder nicht; komm nur herein, da wirst du bald hören.“ Da trat unser Junge herein, gleich sah ihn ein Bedienter und fragte „woher, Landsmann? du gehörst doch nicht hierher?“ „„Ach gnädiger Herr““ sagte der Andre, „„ich hörte der König brauchte einen Bedienten sehr nothwendig; seid so gut und sagt ihm er sollte mich nehmen, ich will ihm wahrhaftig treu dienen, wenn er mich mag.““ Da gieng der Diener hinauf und sagte zum Könige „Majestät, ich habe etwas zu melden, wenn Majestät mir nur nicht drum böse ist.“ „„Wie so denn das? was sollt' ich dir denn böse sein!““ „„Ach Majestät““ sagte der Bediente wieder. „da ist ein Bauerbursche

gekommen einen Dienst suchen, und sagt: er wollte sich auch immer ordentlich und treu aufzuführen.“ „„Run laß ihn mal heraufkommen““ sagte der König. Er kam also herauf, die Mütze in der Hand; da redete ihn der König an „nun was möchtest du, mein Sohn?“ „„Ach nichts für ungut, Herr König; aber wenn Ihr einen Diener brauchen könnt, so wollte ich mich vermieten.““ Darauf sagte der König „freilich brauch' ich einen tüchtigen Diener, vor allem einen Kutscher, weil mein Paradekutscher gerade gestorben ist; wenn du nun denkst du kannst gut mit Pferden umgehn und kutschieren, so will ich dich in Dienst nehmen und verspreche dir auch guten Lohn; denn ich sehe du bist ein junger strammer Bursche, grade wie er vor meine Kutsche paßt.“ Darauf antwortete der junge Bursche „Herr König! ich bin noch nicht gar viel mit Pferden umgegangen, aber ich hoffe ich werde mich bald hineinfinden und weiß wie man anfangen muß.“

Also mietete ihn der König, führte ihn hinunter in den Stall und sagte zum obersten Kutscher, „ich habe hier einen neuen Diener angenommen an Stelle des verstorbenen Paradekutschers, aber er ist kein gelernter Kutscher, darum sollst du vor der Hand mein Paradekutscher sein, dem neuen Diener hier aber gebt die schlechtesten Pferde unter seine Hand.“ Da übergaben sie ihm alles Pferdegeräth, und zeigten ihm auch den Stall wo die Pferde stunden; und wie sie ihm Striegel und Bürste zeigten, da dachte er gleich: es wäre doch gar nicht so übel hier zu bleiben. „Ich will hier nicht lange der unterste Knecht im Schloße und vor des Königs Majestät bleiben“ dacht' er bei sich, „sondern will bald zeigen was ich verstehe, daß ich sobald irgend Gelegenheit ist über die Andern erhoben werde.“

Run geschah bald etwas sonderbares: jeden Abend nämlich bekam er drei Lichte, aber er brannte davon kein einziges — sie

blieben alle drei ganz — und doch war sein Stall die ganze Nacht so hell wie der der Andern bei Tage. Darum wurden ihm die Andern gram, denn wenn auch einer von den andern Kutschern in seinen Stall kam und bat er möcht' ihm ein Licht geben, so gab er ihm doch keins sondern sammelte sie alle zu einem großen Haufen. — Eines Tages nun bemerkte der König, daß die Pferde des neuen Kutschers am allerbesten ausfahen, und freute sich sehr drüber daß er doch eine Kunst verstehn mußte, mit den Pferden so umzugehn wie keiner von den andern. Er sagte also zu den andern „Wie zum Kukuk macht ihrs nur, daß eure Pferde so mager sind? Seht nur die dort an — die sind die schlechtesten gewesen und jetzt sind sie die besten; vom heutigen Tage ab bist du mein Paradekutscher, ich ernenne dich hiermit dazu.“ Da wurden die Andern dem neuen Kutscher noch mehr gram; eines Tages befahl ihm der König „Höre mein guter Diener; du bist erst die kürzeste Zeit an meinem Hofe und hast dich doch so sehr in meine Gunst eingeschlichen durch dein Betragen, daß ich dich allen andern Dienern vorziehe; darum kommt, ihr Andern, übergebt ihm alle die Dinge welche zum Paradowagen und den Pferden gehören.“ Wer war da froher als er, daß er beim Könige zu solchen Ehren gelangt war!

Nun fiel es dem Könige einmal bei Tische ein und er sagte es auch seiner Gemahlin „Höre Frau, wir sollten doch einmal ausfahren und probieren was unser neuer Kutscher versteht.“ Die Königin antwortete „mir ist's recht, mein Trautester; wir wollen ausfahren und seine Treue und Geschicklichkeit erproben.“ So gleich befahl der König dem Diener: er sollte zum Kutscher heruntergehn und bestellen, daß er Nachmittags um viere im größten Staate mit den schönsten Pferden und der Staatskutsche bereit wäre. Der Diener bestellte alles; da sagte der Kutscher „gut,

gut! weiß schon lange!“ da dachte der Bediente, er sagte das im Aerger, lief also wieder hinauf zum Könige und sagte es dem wieder „Majestät, der Kutscher ist bitterböse; eben sagte er so in recht ärgerlichem Tone, das wüßte er schon lange.“ Aber der König sagte „laß den Bengel nur brummen, er wird schon wieder gut, wenn er Lust hat.“

Unterdes machte der Kutscher alles mit der größten Munterkeit zurecht; er zog allein die Kutsche aus dem Schuppen und fuhr sie vor den Stall; dann nahm er die Räder heraus, drehte die Kutsche ganz um — das Unterste zu oberst, und steckte die Räder also alle vier oben hinein. Wie der König sah was der Kutscher für Zeug ansteng, so ließ er seiner Frau sagen: sie möchte doch mal kommen und dem ungeschickten Kutscher mit zusehn. Die Königin kam auch, sagte aber zum Könige „laß ihn nur ganz ruhig, er weiß was er thut.“ Da sagte denn auch der König „Es ist ein närrischer Bengel, wir wollen ihn mal machen lassen wie er will.“ Indes gieng der Kutscher in den Stall, nahm den Pferden ein Hämpfle Heu weg und wischte sie damit alle sechs ab. Sogleich glänzten allen sechs Pferden die Haare wie golden, der Schwanz wie silbern, und die Augen funkelten wie Demanten. Dann führte er zweie heraus, denen leuchteten die Augen wie die hellsten Kerzen. Dann führt' er auch die vier andern heraus, die sahen grade so aus; nun spannt' er sie an, aber nicht wie gewöhnlich, sondern mit den Köpfen nach der Kutsche zu und mit dem Schwanze nach vorn. Wie er fertig war, ließ er dem Könige hinauf sagen: er möchte nun mit seiner Gemahlin herunterkommen.

Der König kam laut lachend und sagte „ei du närrischer Kerl, wie spannst du denn unsere Kutsche an! so hab' ichs doch mein Lebtag noch nicht gesehn.“ Aber der Kutscher antwortete

„Majestät fürchte sich nur nicht: ich weiß was ich thue.“ Also setzten sich König und Königin ein, der Kutscher aber oben auf den Bock, dann knallte er ein paar Mal auf die Pferde, und nun liefen sie rückwärts daß es eine Art hatte. Da freute sich der König über seinen Staatskutscher und fuhr in eine andre Stadt, und alle die ihn fahren sahen staunten gewaltig und fanden es sehr schön; auch die andern großen Herren freuten sich sehr, daß ihr König einen so tüchtigen und geschickten Kutscher hatte. Wie sie heimkamen, stieg der König aus, klopfte dem Kutscher auf die Achsel, griff in die Tasche und gab ihm einen Beutel mit zehntausend Gulden, dabei sagte er zu ihm „du bist ein rechtschaffener Mensch; wo hast du denn alle die Künste gelernt?“ Der aber nahm die zehntausend Gulden und antwortete „ich danke Eurer Majestät unterthänigst für das schöne Geschenk.“ „„Brauchst nicht zu danken““ sagte der König wieder, „„ich schenke dir das für dein gutes Betragen; bleib nur dabei.““ Nun dachte die Königin sie wollte ihm doch etwas schenken; aber sie gab ihm kein Geld sondern sagte zu ihm „komm morgen früh um neune mal zu mir, da will ich dir auch etwas schenken.“ Am andern Morgen gieng er zur Königin hinauf. „Nun, bist du da, mein Sohn?“ rief sie ihm entgegen. „Ja ich bin da“ antwortete der Kutscher, „wie Königliche Majestät befohlen hat.“ „„Nun““ sagte die Königin wieder, „„so schenke ich dir diese drei Goldhaare, die werden dir allezeit die Wahrheit sagen, wenn du sie befragst.““

Nun hatte aber des Königs Tochter so große Lust, in dem Staatswagen auszufahren; sie bat also ihren Vater, er möchte ihr's doch einmal erlauben mit dem Kutscher, damit sie sich über die neue Art zu fahren auch so freuen könnte. Der König gab denn ihren Bitten auch nach; sie fuhren aus und kamen nach einer Weile wieder. „Nun?“ sagte der König zu seiner Tochter,

„nun liebes Kind, wie hast du dich unterhalten?“ „Mein königlicher Vater,“ sagte das Mädchen, „es war allertliebſt und ganz prächtig, aber Eines habe ich meinen Herrn Vater doch vergeſſen zu fragen.“ „Und was war das, mein liebes Töchterchen?“ „Nichts weiter, mein königlicher Vater, als wie unſer Kutscher heißt?“ „Ja liebes Kind“ antwortete der König, „das weiß ich ſelber nicht genau; nur ſoviel weiß ich, ſein Vorname iſt Toms.“ „Was?“ ſagte die Königstöchter, „Toms? Ich wüßte noch einen beſſeren Namen für ihn wegen ſeines närrischen Benehmens; denn wenn man ſieht wie er mit den Sachen umgeht, ſo möchte man ihn gleich den n ä r r i ſ c h e n T o m s nennen.“ Aber ihr Vater antwortete „nein den Namen verdient er doch nicht von dir.“

Nun war alles vorbei, und Tags darauf gieng der Kutscher morgensfrüh vor den Stall, um alles ordentlich zu pugen und zu ſäubern. Auch die Königstöchter ſtund früh auf, ſah zum Schloßfenſter heraus und rief dem Kutscher zu „Toms!“ der ſah ſich nach rechts und nach links um, ſah aber keinen; er hätte auch beileibe nicht gedacht, daß es die Königstöchter wäre. Da riefſ zum zweiten Male „Toms!“ Wieder ſah ſich der Kutscher rechts und links um, ſah aber niemanden. Da rief das Mädchen zum dritten Male „närrischer Toms!“ Da ſah der Kutscher in die Höhe und brach in die Worte aus „ſoll ich dir zeigen wer du biſt, Schägchen?“

Damit war die Sache gut, die Princeſſin bekam den Kutscher lange nicht wieder zu ſehn und kein Menſch ſprach davon. Auf einmal aber war eines Morgens großer Lärm im königlichen Schloße: denn man hatte ein neugeborenes Kind bei der Königstöchter gefunden. Darum waren freilich alle ſehr erſchrocken, am meiſten das Mädchen ſelber. Aber auch der alte König war

wüthend über die Schande die das seinem königlichen Hofe brächte, gieng zu seiner Tochter hin — in jeder Hand eine geladene Pistole, und wollte sie so zwingen zu gestehen wem das Kind angehörte. Aber die Princessin war ja so unschuldig wie ein Läubchen und konnte darum nichts gestehen.



Da rief der König alle seine Rätke zusammen, ob sie es wol von seiner Tochter herauskriegen könnten. Man rieth hin und her auf Fürsten und Grafen, aber die Princessin wollte von keinem einzigen etwas wissen, und doch mußten die Rätke sagen, daß es nicht anders möglich wäre. So hielten sie drei Tage und

drei Nächte Rath, aber sie kamen zu gar nichts. Einmal kam der König gerade aus dem Gerichtshause, da trat eine schlechtgekleidete Magd vor ihn hin und fragte „Großmächtigster König! darf man denn nicht wissen, worüber die Herren vom Rathe so lange schon sinnen und brüten und zu keinem Ziele kommen?“ Aber der König antwortete „was brauchst du denn das grade zu wissen? die mögen berathen was sie wollen, dich geht das nichts an!“ Da sagte die Magd „Großmächtigster König, wenn ich aber nun darüber besser Bescheid wüßte als alle die Herren mit ihrer Rechtsgelehrsamkeit?“ Da gieng der König wieder in den Sitzungsaal und bat für seine Person um die Erlaubnis, ein Paar Worte reden zu dürfen. Die Herren vom Rath antworteten: er möchte nur frei sprechen. „Ich habe nichts zu sagen“ antwortete der König „als wie ich eben draußen war, so sagte eine von unsern Mägden: sie wüßte hier besser ans Ziel zu kommen als wir alle.“ Da sahen sich die Rätthe an und schämten sich so, daß sie roth wurden bis an die Stirne. Also riefen sie das Mädchen „nun meine Tochter, was hast du über die Sache hier zu sagen?“ Die aber antwortete „Meine Herren Rätthe, ich sage nichts als das: des Königs Majestät soll eine goldne Tulpe machen lassen, einen Stengel mit einer Knospe drauf, und sie in seinem Schloße mitten auf den Tisch legen und das kleine Kind daneben, und sie dem in die rechte Hand geben. Dann soll man alle Männer vom ganzen Hofe zusammenrufen und sie vor dem Tische vorbeigehn lassen; dann muß man aufpassen: wenn des Kindes Vater vorbeigeht, so wird die Tulpenknospe sich öffnen und deutlich vor ihm neigen; so kann man den Vater des Kindes herauskriegen.“

Also ließ der König vererßt alle männlichen Dienstboten zusammenkommen und an dem Tische vorbeigehn, aber die Blume that sich nicht auf. Zuletzt gieng auch der Paradekutscher vorbei:

auf der Stelle brach die Knoöpe auf und beugte sich vor ihm, da wußten sie Alle, daß er des Kindes Vater war. Da wurde der König furchtbar zornig und schämte sich; seine Rätthe entließ er nachhause, seine Tochter aber warf er seinem eignen Urtheile gemäß in den Kerker; desgleichen sollte der Kutscher Nachmittags um viere an den Galgen gehängt werden. Aber der Kutscher merkte was kommen sollte und dachte: es wäre besser er machte sich selbst aus dem Staube. Darum suchte er alle seine Sachen zusammen, nahm sie an sich, und lief so eilig davon, daß er erst am äußersten Thore von der Wache angerufen wurde, wo er hin wollte. Er aber antwortete, indem er so rasch wie möglich vorbeirannte „Freund, laß mich in Ruhe, meine Zeit ist abgelaufen.“ So hatte er noch glücklich entwischen können; der König aber dachte nun zu spät daran, wie ers hätte verhindern können, daß ihm sein Diener so entwischte, und wurde furchtbar zornig. Er bedachte nun gleich, was er mit seiner Tochter machen sollte, daß sie dem königlichen Hofe solche Schande bereitet; er ließ also gleich sechs Maurer kommen, denen befahl er die Bastei zu öffnen und seine Tochter da einzumauern. Das geschah auch alsbald.

Das Alles wußte unser davongelaufener Kutscher recht gut, und dachte von Stund' an nach, wie er die Königstochter wol befreien könnte; in diesen Gedanken gieng er immer drauf zu, bis er in einen großen Wald kam; darin stand ein Haus, in dem wohnte eine ganz alte Frau. „Grüß Gott! Guten Tag, alte Mutter!“ sagte Toms. „Willkommen, mein Sohn Toms!“ sagte die Alte; „wie kommst du hieher, wo auch deines Landes Vögel nicht herfliegen?“ „Ach gute alte Mutter, ich bin vor dem Tode davongelaufen!“ „Wie das, mein Sohn Toms?“ Da erzählte ihr Toms, wie er Kutscher bei einem Könige gewesen wäre, und wie die Princessin das Kind geboren hätte; „und da“ fuhr er

fort „hätte mich ihr Vater beinahe hängen lassen, und ich habe mich in die Fremde geflüchtet.“ Aber die Alte sagte zu ihm „Sei nicht bange, Toms! hier geb' ich dir etwas, damit kannst du die Bausteinauern zerbrechen wie du willst, aber halt es ordentlich in Ehren;“ und da gab sie ihm einen Hammer.

Toms setzte nun seinen Weg wieder weiter fort, und schlen- derte so vor sich hin, da kam er in dem großen Walde endlich wie- der an ein verfallenes Häuschen, in dem wohnte eine alte Frau. Grade um Abendbrotzeit kam er an, sah zum Fenster hinein und rief hinein „liebes altes Mütterchen, komm doch ein bißchen her- aus!“ Sagte die alte Frau „ich will wol herauskommen, aber ich weiß ja nicht wer du bist.“ „Ich bins, liebe alte Mutter!“ sagte Toms. „Na das war noch gut“ sagte die Alte wieder, daß du mich deine Mutter genannt hast; hättest du das nicht gethan, so hättest du gleich sterben müssen; komm nun herein, mein Sohn, und erzähle mir wo du hin willst.“ „Ach, liebe Mutter“ sagte Toms, „ich bin dem Tode entronnen.“ „Wie das, mein hübscher Junge?“ fragte die Alte. Da erzählte ihr der Kutscher wieder, wie er bei einem Könige in Diensten gewesen, wie die Princessin das Kind geboren, und wie er darum zum Galgen verurtheilt worden wäre. Da sagte die Alte „nun hat er aber sein Versprechen nicht gehalten, dafür sollst du nun über ihn Urtheil sprechen, wenn du nur meinen Worten folgst. Dazu geb' ich dir hier ein Geschenk, das hat die Kraft: wenn du damit auf die Erde schlägst — Berg oder Thal oder was es ist — so sprudelt so viel Wasser heraus wie in Donau und Rheiß zusammen fließt.“ Bei diesen Worten gab sie ihm eine goldne Ruthe; es war aber unterdes ganz dun- fel geworden, da blieb er denn auch über Nacht bei ihr.

Am andern Morgen macht' er sich bei Zeiten wieder auf den Weg, und wanderte so lange bis er wieder ein Haus fand.

Darin wohnte eine dritte alte Frau, die hatte einen Hund von einem siebenköpfigen Drachen. Wie er auf seiner Wanderung in die Nähe kam, fing der Hund abscheulich an zu heulen, und die Alte, die es hörte, mußte ihn erst wegrufen; dann sagte sie zu ihm „komm herein, mein Sohn! wer bist du?“ Toms gab zur Antwort „ich bin ein armer verwaister Bursche und wandre schon lange in der Irre.“ Da sagte die Alte zu ihm „mein Sohn, ich weiß schon die ganze Geschichte warum du so herumwanderst; ich weiß auch daß du schon vor mir bei zwei Frauen gewesen bist, und die haben dir zwei gute Dinge gegeben. So will ich dir nun auch einen Säbel schenken, der dich von jeder Noth befreien kann, wenn du ihm nur ordentlich befehlst wie's sein muß. Mit den drei Dingen kannst du nun recht gut fortkommen und auch deine Geliebte aus der Mauer befreien und ihren Vater vom Throne stoßen. Auch die drei Goldhaare beachte wol: sie geben dir das sicherste Zeugnis, ob der König sterben muß und du dich an seiner Stelle auf den königlichen Thron setzen sollst.“ Da antwortete ihr Toms „ich danke auch recht schön für den guten Rath; soll ich nun auf diesem Wege weitergehn oder aber umkehren?“ Die Alte antwortete ihm „jetzt geh lieber nicht weiter, mein Sohn, sondern kehre um und eile so geschwind wie möglich zu des Königs Schloß, wo deine Geliebte eingemauert ist; denn wenn du jetzt noch recht schnell hinkommst, so kannst du sie noch lebendig befreien mit sammt ihrem kleinen Kinde. Darum eile jetzt, und ungefähr um Ein Uhr nach Mitternacht da sprich zu deinem Hammer „jetzt mach lieber Hammer, geh auf die Bausteine los, die an einem Schloße nach Morgen zu liegt, und zermalme sie so, daß des Morgens auch nicht ein Stein auf dem andern liegen geblieben ist; die Königstochter aber, die du drin eingemauert finden wirst mit ihrem kleinen Kinde, die führe dann meiner Spur nach hierher,

gegen Sonnenaufgang, wo ich dann sein werde, ich Toms, ihr Geliebter; und du komm dann auch wieder zu mir.“

Da flog der Hammer den befohlenen Weg und that wie ihm geheißen war: zerstörte die Mauer, daß am Morgen kein Stein mehr auf dem andern lag, befreite die Königstochter mit sammt ihrem Kinde, und wies ihr den Weg nach Morgen zu; den gieng sie und fand denn auch bald ihren Geliebten. Toms fragte sie gleich „nun meine schöne Traute, du hast wol recht viel gelitten in dem Mauerverlies?“ Und wie er weiter fragte, wie sie das kleine Kind genannt hätte, da sagte sie „wie anders, mein liebes Herz, als Gedanke; weil er noch so klein war und mir doch schon sagen konnte was kommen würde, nämlich daß du uns aus dem Steinverlies befreien würdest.“

So waren die Beiden fröhlich beisammen; indes wurde es hübsch helle und der König sah aus seinem Schloßfenster heraus, da sah er auf einmal daß die ganze Mauer bis auf den Boden zerstört war. Laut schreiend schlug er in die Hände: wie ihm irgend ein Feind das hätte anthun können und diesen ganzen Turm vernichten, ohne daß er selber etwas davon merkte. Er überlegte nun nach allen Zeiten wer das wol könnte gewesen sein, und rief seinen Wahrsager; der sagte ihm denn „Großmächtigster König, das ist niemand anders gewesen als Toms, der versteht solche Kunst; und wenn Eure Majestät auch mit dem ganzen Heere auf ihn losgeht, so wird ihm das doch nichts schaden und er wird noch einmal Eurer Majestät befehlen.“ Aber der König dachte bei sich: das wäre doch bei so einem armen Menschen nicht wol möglich, während er selber tausend mal tausend wolbewaffnete Krieger hätte; er wollte ihm wenigstens einmal antworten, darum ließ er sich vom Wahrsager sagen, wohinaus man zu Toms käme, damit er ihn für seine Uebelthaten ein wenig

bezahlen könnte. Zugleich ließ der König sein ganzes Heer unter Waffen treten, machte sich dann auf den Weg und war schon nicht mehr weit von dem Orte wo sie sich aufhielten. Toms sah ihn auch bald von weitem und sagte zur Königs-tochter „nun meine Liebe, dein König zieht mit seiner ganzen Macht gegen uns; was sollen wir da machen: den Angriff aushalten oder uns verstecken?“ Da stieg das kleine Kind an zu sprechen und sagte „höre Vater, meine Hoffnung setz' ich auf mich selber; wir wollen standhalten und uns ganz und gar nicht vor ihm fürchten.“ Als bald kam das ganze Heer heran. Da nahm er die goldne Ruthe und schlug damit auf den Boden; auf der Stelle spaltete sich die Erde, so breit wie die Donau oder die Theiß in Ungarn fließen, und es floß soviel Wasser daher daß sie auf keinerlei Weise an die Drei herankommen konnten. Da dachte der König wieder nach, wie er dem Menschen nur beikommen könnte; er beschloß endlich, ihn mit Kanonen totzuschießen. Aber Toms fühlte keine Bange; er stieg auf einen Hügel, wo die großen Kanonenkugeln am dichtesten flogen; aber je toller sie schoßen, desto eifriger stieg er die Kugeln mit der Hand auf und schleuderte sie zurück ins feindliche Heer, so daß er sie da zu Tausenden tötete. Bald war er müde, aber er sagte doch: er wollte nicht eher aufhören, als bis der König ganz überwunden wäre.

Da sah der König daß er ihm nichts anhaben konnte, und ließ sein Heer ein bißchen ausruhen; da ruhten die Kriegsscharen aus, und Toms ruhte auch ein wenig. Nun dachte der König wollt' er mal sein Glück probieren, aber dazu war wenig Aussicht, vielmehr war er sehr unglücklich. Denn sobald das Gefecht angien, so sagte Toms zu seinem Säbel „nun mein lieber Säbel, jetzt geh mal dort ans Ende des Thals: da lagert ein gar tüchtiges Kriegsvolk; da haue du dazwischen bis nur noch zwei oder

drei übrig sind, daß sie die Nachricht heimbringen können; aber den König laß in Frieden.“ Da hieb der Säbel von dieser Seite alles nieder; Toms aber schickte zugleich den Hammer von der andern Seite, der sollte Jeden tot schlagen den er fände; nur einen oder zweie sollte er übrig lassen zu Boten. Da schlug der Hammer von der andern Seite alles nieder. So blieb denn Toms der Sieger, obgleich er keine Hand rührte; nach einer Weile nämlich kamen die beiden Waffen mit großer Freude zurück und meldeten sich „hier sind wir!“ Toms fragte sie „habt ihr euch auch so geführt wie ichs haben wollte?“ „Ja wol, Herr, ganz so wie Ihr befehlt!“ antworteten beide.

Hierauf nahm Toms die goldne Ruthe aus dem Waßer; da floß das Waßer ab und die Erde schloß sich wieder, so daß Toms mit den Seinen zum König hingehn konnte. Er faßte ihn nun und sagte „Nun ist dein Leben in meiner Gewalt, Majestät; du hast mir den Tod anthun wollen, aber wer ist denn nun Sieger geblieben?“ Da antwortete der König „Höre mein guter Junge, laß mich am Leben, denn ich will dich gern als den Stärkeren anerkennen; wir wollen doch noch einmal in mein königliches Schloß gehn.“ Toms aber sagte „Höre Freund, das Bißchen Zeit will ich dir noch gestatten, aber ich werde indes auch meine Frau fragen was sie meint.“ So blieb der König derweile in Haft, während Toms die Königstochter fragte: ob sie ihm das Leben schenken wolle oder nicht. Die antwortete ihm „ach schenks ihm doch, guter Mann, ich bitte dich drum.“ Toms antwortete da „ich würd' es ihm allenfalls wol schenken, meine süße Traute, ich laß es nur auf dich ankommen; aber dein grausamer Vater hat drei unschuldige Seelen umbringen wollen, da verdient er doch eigentlich meine Verzeihung nicht; indessen ich habe drei Goldhaare die immer die Wahrheit sagen, die wollen wir doch jetzt

fragen, ob er den Tod verdient.“ Also nahm er den Hut ab, legte seiner Frau den Kopf in den Schooß und sagte „zieh mir eins von den drei Goldhaaren aus; wenn bloß ein Blutstropfchen herausquillt, so ist dein Vater wirklich des Todes schuldig.“ Da zog sie das eine Goldhaar heraus, und drückte es am Ende: da quoll ein Tropfen Blut und Wasser heraus, und er sagte zu ihr „siehst du es zeigt an daß dein Vater sterben muß.“ Wieder bat sie ihn „ich bitte dich recht schön: verzeih ihm doch.“ Aber Toms gab ihr wieder zur Antwort: es wäre beßer er selber würde König, als daß so ein schlechter Mensch auf der Welt bliebe. Wieder legt’ er seinen Kopf in ihren Schooß und sagte „höre mein Täubchen, wünsche lieber deines Vaters Leben nicht, denn ich kann ihm seine Schlechtigkeit nicht vergeben; glaubst du mir nicht, so zieh mir noch ein Goldhaar aus; wenn da zwei Tropfen rothes Blut herausfließen, so ist dein Vater des Todes schuldig.“ Wiederum zog sie ihm ein Goldhaar aus, und drückte es an der Wurzel zusammen, da quollen am Ende zwei Tropfen rother Flüssigkeit heraus. „Siehst du, Liebe“ sagte Toms, „daß dein Vater den Verbrechertod verdient!“ Noch einmal bat die Königs-tochter „ich bitte dich, Herzenstrauter, hör’ auf mein Wort und gib meinem königlichen Vater nicht den Tod: er thut gewiß in Zukunft niemanden mehr was er uns gethan hat.“ Aber Toms antwortete „Höre mein Engel, wolltest du denn lieber dein Leben so im Elend sitzen als bis an deinen Tod Königin sein? Ist’s schon so weit, so warte nur noch ein klein Weilchen. Ich habe noch ein Goldhaar; wenn ich dir jetzt den Kopf auf den Schooß lege, so sei so gut und zieh das auch heraus; wenn drei Blutstropfen herausfließen, so zeigt das bestimmt an daß dein Vater sterben muß.“ Da zog sie auch das heraus und drückte es am Ende zusammen: da quollen drei rothe Blutstropfen heraus.

„Siehst du, liebe Traute“ sagte er; „das zeigt an daß dein Vater dreier unschuldigen Menschen Blut hat vergießen wollen, und daß er jetzt darum sterben muß.“

Da packte Toms sogleich den König und führte ihn gebunden ins Schloß; hier versammelte er alle Rätthe, die beriethen über den unglücklichen Gefangenen, ob sein Leben wol gerettet werden könnte. Sie waren aber auch unwillig über ihn, weil er sie oft herrisch behandelt hatte. Nun sagte Toms „höret ihr Herren vom Rath was ich sage: verdient der Mensch zu leben der sein eignes Kind zum Tode verurtheilt hat?“ Da antworteten die Rätthe „wir verstehen nicht, zu welchem Ende Eure Hoheit diese Frage thut!“ Sagte Toms „ich frage nur aus folgendem Grunde: als er noch in Pracht und Herrlichkeit regierte, da kam ich als armer Bursche zu ihm und wurde Diener am königlichen Hofe; bald nachher aber fiel ich in Ungnade, und mußte als arme Waise von seinem Hause fliehen; während er nun seine eigne Tochter einmauern ließ, irrte ich im Elend umher, bis ich endlich zum Königreich gelangt bin.“ Da giengen die Rätthe alle heim und sagten: er möchte entscheiden wie ihm gutschiene. Da entschied denn Toms: für das was er ihm angethan sollte der König am Galgen baumeln, und somit wurde er auch gehenkt; seine Gemahlin aber wurde an einen Pferdeschweif gebunden, und weil sie da noch am Leben blieb, geviertheilt und die Theile der alten Königin an den vier Ecken der Stadt aufgehängt. Wie das vorbei war, so kamen alle Rätthe zusammen, huldigten ihrem neuen Könige aufs schönste und riefen „Lang lebe unser junger König!“

17. Des armen Mannes Sohn und die Kaufmannstochter.

Wo wars — wo wars nicht? Jenseit des Ozerenzmeers da war einmal ein armer Mann, der wohnte auf einer weiten Haide grade an der Landstraße und war Waldhüter auf der Meierei eines Edelmanns, grade um die Zeit als der Herr Jesus auf Erden wanderte. Nun wanderte der Herr Jesus mit dem Apostel Petrus einmal dort in der Nähe, und wie er nicht mehr weit von dem Hause war, überfiel sie die Nacht. Also giengen beide in das Haus und baten um Nachtquartier, aber der arme Mann sagte ihnen „Meine lieben Herren! ich kann euch nicht beherbergen,



denn meine Frau ist eben in die Wochen gekommen, da geht es sehr knapp zu.“ Aber Jesus sagte „das ist einerlei, mein Lieber; laß uns nur hier ein bißchen ausrufen;“ denn es war draußen pechfinstre Nacht; und damit setzten sich der Herr Jesus und Petrus im Hause an den Herd. An dem saß schon ein reicher Kaufmann, der auch hier eingekehrt war, und briet sich seinen Speck.

Der Herr Jesus hatte aber nicht etwa gesagt wer er wäre; sondern sie hielten ihn für einen Priester. Darum sagte der arme Mann zu ihm: er möchte doch sein Kind segnen. Das that der Herr Jesus auch, und da er sah daß das Kind ein Knabe war, so sagte er zu dem Kaufmann „Ihr habt daheim ein kleines Mädchen; nun wißt daß der Knabe hier, wenn er groß ist, Eure Tochter heirathen wird.“ Darüber fuhr der Kaufmann auf, daß seine Tochter eines so geringen Mannes Schwiegertochter werden sollte; aber der Herr Jesus sagte noch einmal: also würd' es geschehen.

Andern Tages zogen die Beiden ihre Straße weiter, dergleichen der Kaufmann die seine. Indes wuchs der Knabe heran und wurde ein tüchtiger Bursche. Da sagte ihm sein Vater eines Tages: wie er noch in der Wiege gelegen hätte, da hätte ihm ein Priester das und das profeszeit. Sogleich machte sich der Jüngling auf, und wanderte dahin wo der Kaufmann zu Hause war, um sich seine Frau zu holen. So wandert' er ohne Last und Ruh immer zu durch siebenmal sieben Länder und kam endlich in eine Stadt. Weil er sehr hungrig war, so gieng er da in ein Gasthaus, um etwas zu sich zu nehmen; da sah er einen vornehmen Mann sitzen, und das war grade der Kaufmann, dessen Tochter er sich holen wollte. „Was suchst du hier, mein Sohn, und wo bist du her?“ fragte ihn der Kaufmann. Der Jüngling antwortete ihm auf seine Fragen wie es sein mußte; gleich kam's dem Kaufmann in den Sinn: das könnte wol jener Junge sein. So fragte er

ihn weiter „Wem seine Tochter willst du denn heirathen?“ „Einem reichen Kaufmann seine““ sagte jener. „Nun“ sagte der Kaufmann, „ich bin der den du suchst; drum warte, ich will dir einen Zettel an meine Frau mitgeben, daß sie dir unsre Tochter gibt; ich reise grade übers Meer, da bin ich sobald nicht wieder zurück.“ Aber der Kaufmann schrieb nicht etwa auf den Zettel: seine Frau sollte ihm ihre Tochter geben; sondern sie sollten ihn aus dem Hause prügeln, sobald er den Zettel übergeben hätte.

Unser guter Junge konnte nun freilich nicht lesen was auf dem Zettel stand und dachte, der Kaufmann hätte ihm die Wahrheit gesagt. Also zog er lustig seines Weges zur Stadt hin aus, und hatte den Zettel oben am Hute stecken. Nun war er unterwegs einmal sehr müde und troff von Schweiß; er legte sich also in den Graben am Wege und schlief ein. Indem kamen drei fahrende Schüler vorbei; die sahen den Zettel von weitem und lasen was drauf stand; gleich schrieben sie einen andern: die Kaufmannsfrau sollte dem Burschen ihre Tochter geben, steckten den anstatt des andern an den Hut, und giengen dann ihres Weges. Als bald wachte der Jüngling wieder auf, wanderte ruhig weiter bis in die Stadt, wo die Frau des reichen Kaufmanns wohnte, und übergab ihr den Zettel. Da wurde er aufs freundlichste aufgenommen, es gieng gleich aus Kochen und Braten, und auch das Mädchen gewann ihn bald lieb, denn er war äußerlich gar ansehnlich; bald darauf wurde auch Hochzeit gehalten.

Eine Weile drauf kam der Kaufmann heim, fand den jungen Menschen als seinen Schwiegersohn und wurde nun freilich sehr böse auf ihn, aber was halfs? jetzt wars zu spät; so schimpfte und schalt er denn seinen Eidam wenigstens fortwährend. Das wurde dieser denn mit der Zeit überdrüssig zu hören; packte also eines Tages sein Bündel, nahm Abschied von seiner Frau, und

machte sich sodann auf, seinen Vater wieder aufzusuchen. Unterwegs wie er so hinwandert ohne Raht und Ruh, begegnet er einem Edelmann. „Wo hinaus, du armer Mann?“ fragt' ihn der Edelmann. „Ich will in meines Vaters Haus“ antwortet' er. „Ach da möcht' ich dich bitten mir etwas auszurichten“ sagte Jener wieder. „Geh doch zur Sonne und frage sie: warum sie immer so lustig aufgeht und so traurig untergeht.“ „Das will ich besorgen“ sagte der Jüngling, wanderte weiter durch siebenmal sieben Länder, und kam auch an einen Fluß. Da sah er einen Mann im Rahne sitzen, der war mit dem Rücken fest am Rahne und mit der Hand fest am Ruder. Nachdem er den Jüngling über den Fluß gesetzt, fragt' er ihn „wohinaus, mein Sohn?“ So sagte der Mann nämlich weil er schon alt und grau war. „Ich gehe zur Sonne“ war die Antwort, „und will sie fragen: warum sie immer so lustig aufgeht und so traurig untergeht.“ Da sagte der Mann zu ihm „ach lieber Sohn! frage doch auch, warum ich hier in dem Rahne alt und grau geworden bin und gar nicht loskommen kann.“ „Ja Vater“ sagte der Junge, „danach will ich sie auch fragen.“

So wandert' er denn ohne Raht und Ruh und kam endlich zur Sonne. Das Gesicht brannte ihm gleich furchtbar, da rief ihm der Sonnenelf zu „halt, was suchst du hier?“ Der Jüngling erschrak, faßte sich aber doch ein Herz und sagte „ja ich bin gekommen die Sonne fragen: warum sie immer so traurig untergeht und so lustig aufgeht.“ Da antwortete ihm der Elf „darum geht sie so traurig unter, weil da jeder Mensch schon müd' und verdrießlich ist, aber des Morgens geht jeder munter und mit frischer Kraft an sein Tagewerk.“ Na da wußte der Junge die Antwort; er fragte aber nun noch weiter „da bin ich über ein Wasser gekommen, da saß ein Mann der war schon alt und grau

geworden und wußte nicht, wie er da loskommen sollte; da hat er mir aufgetragen: ich sollte fragen, wie er wol loskommen könnte.“ Da antwortete der Sonnenelf „sag ihm, wenn jemand im Rahne sitzt, so soll er nur zu ihm sagen halbert! da wird der zu dem ers sagt gleich fest sein und er selber ist dann los; sag' ihm das aber erst wenn du selber drüben bist.“

So kehrte denn unser Bube gutes Muthes wieder heim, kam an das Waßer und wurde von dem alten Manne gleich gefragt „nun was hat die Sonne also gesagt: warum geht sie so traurig unter und so lustig auf?“ Der Andre antwortete „darum (hat sie gesagt) weil am Abend jeder müd' ist und sich abgearbeitet hat, am Morgen aber geht jeder frisch an seine Arbeit.“ Weiter fragte der Alte „was hat sie denn aber weiter gesagt, wie ich hier loskommen kann?“ Da gab ihm der Bube weiter keine Antwort, weil er noch im Rahne saß, sondern sagte bloß „ich will dir's gleich drüben sagen.“ So wie er dann am andern Ufer ausgestiegen war, gieng er einen Pfeilschuß weit, dann schrie er ihm zurück „wenn du jemanden im Boote hast, so sag nur zu ihm halbert! da wird er gleich fest sein.“ Dann gieng er lustig pfeifend weiter zu dem Edelmann, der ihn zur Sonne geschickt hatte. Wie er zu ihm kam, fragt' ihn der „na was hat der Sonnenelfe gesagt: warum geht die Sonne so traurig unter und so lustig auf?“ „Darum“ antwortete der Andre, „geht sie so traurig unter, weil dann jeder müd' und matt ist von seiner Arbeit, morgens aber geht sie fröhlich auf, weil dann jedermann sich ausgeruht hat und frisch ans Tagewerk geht.“ Da lud der Edelmann einen Wagen voll Gold und Silber, schenkte ihn dem Buben und ließ ihn damit heimfahren.

Seine Frau sah ihn schon vom Hühnerhofe aus mit dem Wagen kommen. „Sieh da“ rief sie ins Haus, „da kommt ein

Fuhrmann den Weg herauf;“ denn daran dachte sie nicht, daß es ihr Mann sein könnte. Auf einmal hielt der Wagen am Thore und ihr Herr und Gemahl sprang herunter; da war großer Jubel und sie grüßten und küßten sich. Dann schaffte er all die Kostbarkeiten ins Haus; da fragte der alte Kaufmann seinen Schwiegersohn: wo er denn all die schönen Sachen her hätte. Der aber antwortete „ich bin bei der Sonne gewesen, da hab' ich sie mitgebracht.“ Da verstund der Kaufmann so, als hätt' er sie von der Sonne selber geschenkt bekommen, darum macht' er sich alsbald auf und wanderte den Weg zur Sonne. So zog er denn seine Straße ohne Hast und Ruh immer zu; da kam er auch an ein kleines Wasser über das er mußte; aber wie er mitten drauf war, schrie der alte Mann halbhört! Da war er selber los, der Kaufmann aber saß im Rahne fest, mit der Hand am Ruder — und wenn er nicht gestorben ist, sitzt er noch dort.

18. Lügenmärchen.

In alten grauen Zeiten, wie die Welt erst halb so groß war wie jetzt, aber tausendmal reicher — wie ich noch klein war — da stand in meines Vaters Garten eine große große Pappel, so groß daß man von ihrem Wipfel aus die ganze Welt sehen konnte: in der war auf der Seite in Mannshöhe ein Loch, so klein daß meine Hand nicht einmal ganz hineingiang; in dem wohnte eine gelbe Droßel. Nun gab ich mir alle Mühe, die Golddroßel aus ihrem Neste zu fangen, aber nie konnt' ich sie kriegen. Nun dacht' ich bei mir: mein Vater hat ein großes

Meßer, mit dem schneide ich das Loch vorn größer bis meine Hand hineinkann, und dann sang' ich die Goldamsel. Also nahm ich das große Meßer meinem Vater aus dem Schnappsack — denn der war sehr gut und hatte es immer bei sich im Sacke — und gieng damit in den Garten. Wie ich nun so schneide und an der Seite des Baumes herum haue, gleitets mir aus der Hand und fällt in die Höhle des Baums hinein. Lieber Gott, was sollst du nun machen? sagt' ich in meiner Angst vor mich hin; mein lieber Vater schlägt mich tot wenn ers erfährt, und ich weiß doch gar nicht wie ich's wiederkriegen soll. Was anders kam mir gar nicht in den Sinn, an was anders dacht' ich gar nicht, nur wie ich das Meßer wiederkriegte. Nun lief ich einfach durch den Garten und rannte bis ans Ende des ganzen Waldes. Da blieb ich stehen und dachte an mich selber; dann wandert' ich ohne Last und Ruh wieder fort quer übers Blachfeld.

Nach langem Wandern kam ich so einmal in ein Dorf, da sah ich auf einem Hofe einen Wagen stehn. Da gieng ich hinein, und weil ich dachte „wo ein Wagen ist, müssen auch Pferde sein“: so vermiethete ich mich als Kutscher. Ein zwei Tage lebte ich so wie ich Lust hatte, und that nichts als essen und trinken. Da aber sagte mein Wirt zu mir „Hans, wir wollen mal nach Debreczen! kannst du auch wol fahren?“ „Na wenn ich das nicht wüßte, Herr!“ sagt' ich. Nun gab er mir also einen Topf mit Schmer, und ich machte mich ans Wagenschmieren. Nur eine Achsenstange wollt' ich noch schmieren, da war der Ther schon alle. Nun gieng ich hinein, wollte mehr holen, und sagte: für die eine Achsenstange hätt' er mir nicht genug Ther gegeben. Gi du meine Seele! da kam ich schön an, wie ich das sagte! Ja die Achsenstangen sollt' ich ja gar nicht schmieren, sagt' er, sondern das Rad. Aber ich hatte kaum ein Rad geschmiert, da war der

Schmer schon wieder alle; ich gieng also und wollte mehr holen, weiß kaum für ein Rad genug gewesen wäre. „Aber was hast du wieder gemacht, du Bengel von einem Windbeutel! Hans, die Achse hättest du schmieren müssen, nicht das Rad.“ So fuhr mich mein Wirt an; er hatte aber wahrhaftig gesagt, das Rad sollt' ich schmieren, darum hatt' ichs geschmiert. „Da hast du noch ein bißchen Schmer“ sagt' er; schmiers nun an die Achse, hörst du? aber bloß da wo sichs Rad dreht — verstehst du?“ „Versteh' schon, Herr; versteh' schon!“ sagt' ich, und so schmier' ich denn nach seinem Befehle die Achsen. „Na nu spanne die Pferde an, Hans!“ rief mein Wirt wieder; „zweie vorne, zweie hinten; verstehst du?“ „Versteh' schon, lieber Herr! versteh' schon“ — und so gieng ich, und spannte die Pferde an wie ers befohlen hatte, zweie vorn und zweie hinten, zwei an den Vorder- und zwei an den Hinterschragen; gieng dann hinein und rief ihm laut zu, daß ers hören konnte „nun Herr Wirt! die Pferde sind angespannt wie befohlen; nu kanns fortgehn!“ „Gut, mein Sohn Hans! gut: ich komme gleich; du bist doch ein tüchtiger Bursche: du begreiffst doch eine Sache so geschwinde, ich hätt' es gar nicht gedacht.“ So antwortete mir mein Brotherr; wie er aber herauskam und die Pferde sah wie ich sie angespannt hatte, so rührt' ihn beinah der Schlag. „Was, du Bengel von einem Windbeutel! hältst du mich für verrückt?“ flucht' er auf mich los; hab' ich dir's so gesagt?“ „Wahrhaftig, lieber Herr! Ihr habt gesagt: zweie vorn und zweie hinten; drum hab' ichs so gemacht.“ „I wie wäre das möglich, du Halunke!“ fuhr jener fort, und prügelte mich in seinem Aerger wacker durch; dann spannt' er die Pferde selber an, alle viere vorn; mich aber stieß er in den Wagenkorb hinten und sagte: bis Débreczen sollt' ich kein Wort sprechen. Dann setzt' er sich in Sattel und peitschte auf die Pferde los, was

Zeug hielt. Auf einmal wie wir nicht mehr weit von Débreczen waren, fiel eine Achsenmutter heraus — ich sagte kein Wort, weil mir mein Wirt so befohlen hatte. Hernach fiel das Rad ab — aber ich schwieg immer stille. Nun senkte sich der Wagen mehr und mehr auf die Seite: auf einmal kehrt sich mein Wirt um und sieht daß das Rad abgefallen war. „Warum hast du mir nichts davon gesagt, du Galgenstrick?“ schrie er mich an. „Ja“ antwortet’ ich, „der Herr Wirt haben ja gesagt: bis Débreczen sollt’ ich nicht mucksen; wenn ich aber zu greinen wagte, so wolltet Ihr mir’s anschnieren, daß auch mein siebenundsiebenzigster Großvater mir die Knochen nicht wieder zusammenlesen sollte“ sagt’ ich. Aber mein Brotherr zog wieder den Stock aus dem Korbe vor, und prügelte mich tüchtig ab. „Packe dich aus meinen Augen, du Galgenvogel, und laß dich nicht mehr vor mir sehen“ sagt’ er und jagte mich weg. So rannt ich denn nach Débreczen hinein: da fand ich auf der Straße einen blinden Bettler, und weil der einen Führer brauchte, ließ ich mich von ihm als Führer anstellen.

Wir beide giengen also zusammen betteln und kamen an ein Haus: da gaben sie uns ein Stück trocken Brot, davon gab ich dem Alten die Hälfte, die andre Hälfte hob ich mir auf. Nun giengen wir in ein andres Haus; da buken sie grade und gaben uns ein großes Stück Speckfuchen. Das aß ich aber selber und gab meinem Herrn nichts davon. Der fragte nun wie wir an der Thüre waren „was haben wir gekriegt?“ „„Trocken Brot“““ sagt’ ich, und gab ihm das was ich von vorher aufgehoben hatte. Aber der Alte glaubte mir’s nicht, weil er denn doch den Duft vom Speckfuchen gerochen hatte, und sieng mich an zu schelten, daß ich ihm was vorlöge; sie hätten uns ja Speckfuchen gegeben. Da sagt’ ich ihm: ich wollt’ ihn alleine lassen, wenn er an meiner

Ehrlichkeit zweifelte; dann könnt' er sich einen andern Führer suchen. Gleich erschrak der alte Bettler „ach verlaß mich nicht, lieber Sohn! verlaß mich nicht: ich will dir auch immer glauben“ bat er mich furchtsam. So blieb ich denn, weil er mich so sehr bat, und wir giengen fürbaß.

Auf einmal sagt' er zu mir „wenn wir an eine Grube kommen, in die ich hineinfallen könnte, so ruf nur zanzékus, Meister!“ „Schön, schön!“ sagt' ich zu ihm, und nahm mir im Stillen vor: weil er mich so gescholten hatte, wollt' ich ihn einmal recht anführen. Wie wir drum an die Kirche kamen und er schon neben der Mauer war, so schrie ich laut „zanzékus, Meister“; plauz! sprang er gegen die Kirchhofmauer, daß ihm das Gehirn brummte; aber er traute sich nichts zu sagen, weil ich ihn sonst verließ' dacht' er; nur ganz leise fragt' er „was ist denn das hier?“ „Eine Kirche, Meister!“ sagt' ich. „Na gut“ sagt' er drauf, „hier wollen wir halten; wenn nun die jungen Priester kommen, so sag mirs: dann bitt' ich sie um ein kleines Almosen.“ „Wie sehn die Priester denn aus?“ fragt' ich. „Schwarz“ antwortet' er mir. Auf einmal kommen eine Menge Büffel; gleich rief ich „die Priester kommen.“ Gleich gieng auch mein Meister hin, und wie er bis zu ihnen hingetappt war, zertrampelten sie ihn gehörig, daß er nur so heulte; ich jagte nachher die Büffel weg von ihm und sagte zu ihm „die Priester sind doch recht garstige Leute.“ Traurig stund nun der arme Mann vom Boden auf, und trug mir auf: wenn die Schwarzen noch einmal kämen, so sollt' ichs ihm zurufen; wenigstens wollt' er sie abprügeln, weil sie ihn so zertrampelt hätten.

Nicht lange darauf kamen die Priester dahin; gleich rief ich „die Schwarzen kommen.“ Witsch watsch schlug mein Herr dazwischen. Die aber verstunden die Sache ernsthaft, und deckten ihn

dermalen zu, daß, wenn ich nicht dagewesen wäre, so wär' er schwerlich mit dem Leben davongekommen.

Das war auch vorbei, und wir giengen weiter. Ich wars nun schon überdrüssig Blindenleiter zu sein, und wollte mich von dem Alten auf jede Weise losmachen; aber immer wollt' es nicht gehen. Einmal wie wir von einem Dorfe ins andre giengen, fand ich mitten auf dem Felde einen alten Brunnen, in dem gar kein Wasser mehr war. Gleich stiegen allerlei Gedanken in mir auf; und wie wir nicht mehr weit davon waren, schrie ich „zan-zekus, Meister!“ Da sprang der Alte mitten hinein, ich aber lief davon.

Wie ich nun so über Stock und Stein lief, kam ich in ein Dorf, und vermiethete mich da bei einem Gutsbesitzer als Ziegenhirte. Die Ziegenhürde war draußen im Dorfe. Mein Herr schickte mich also hinaus: ich sollte draußen bei den Ziegen schlafen; frieren würd' ich nicht — sagt' er — davor sollt' ich mich nicht fürchten: Holz wäre genug da, ich könnte so ein Feuer anzünden daß die ganze Hürde mit verbrennen könnte. So faßt' ich mir auch ein Herz und schürte auf einmal ein solches Feuer an, daß die ganze Hürde gleich in Flammen stand. Wie ich mich so wärme an dem Stallfeuer, seh' ich daß jemand auf mich losrennt, mir mit einem großen Stocke droht und entsetzlich schreit. Als bald wie er näher kam, erkannt' ich ihn daß es mein Herr war; drum drohte er mir, weil ich seinen Stall angesteckt hätte. Ich nahm die Sache auch gar nicht für Spaß; fort, hast du nicht gesehn? lief ich davon, und ließ in meinem Schrecken noch gar meinen Mantel dort liegen.

Mein Herr jagte mir durch den ganzen Wald nach; da wo er mich einmal grade nicht sehen konnte, sprang ich auf einen großen hohen Gabelbaum; auf dem war zwischen den beiden

Nesten ein großes Loch. In dem Loche ließ ich meine Beine ein bißchen baumeln — auf einmal rutschte ich hinein. Nun stak ich wahrhaftig drin: heraustricken konnt' ich nicht — so war ich drei Tage drin, ohne was zu essen oder zu trinken. Wie der dritte Tag vorbei war, kamen zum Glück ein paar Muldenzigeuner in den Wald, und wollten den Baum umhauen in dem ich stak. Sie hieben ein Bißchen drauf los: auf einmal wurde ein Loch. Die Zigeuner freuten sich darüber, und hieben immer tapferer darauf los. Wie aber das Loch so groß war daß ich durchkonnte, so schrie ich laut auf. Die Zigeuner erschrafen und liefen davon, ihre Beile aber ließen sie da: so kroch ich ganz gemüthlich heraus, las die Beile auf und schlenderte damit ins nächste Dorf. Da verkauft ich sie alle beide, weil ich fürchtbar hungrig war, und kaufte mir dafür Essen.

Sobald ich satt geworden war, dacht' ich bei mir: es wäre das Beste, ich giengte zuhause und bäte meinen Vater, er sollte mir nicht mehr böse sein; dann könnt' ich dort wenigstens leben wie ein Prinz. Ich machte mich also auf den Heimweg; wie ich aber so wandre zu ohne Last und Ruh, überfiel mich die Nacht in einem Walde. Was machst du nun? dacht' ich da; hier fressen dich nachts die Wölfe. Wie ich so bei mir dachte, sah ich weit, ganz weit ein Lichtchen flimmern; gleich gieng ich drauf los. Wie ich näher kam, sah ich wie zwölf Räuber drum herum saßen: jeder briet sich einen Ochsen, und neben jedem stand ein Faß Wein. Ein Weilchen fürchtet' ich mich, an sie heranzugehn; aber was wollt' ich anders machen? Ich gieng heran und sagte ihnen guten Abend. Die Zwölfe starrten mich alle auf einmal an; weil sie aber sahen daß ich allein war, muß' ich mich neben sie setzen, und sie redeten ganz freundlich mit mir. Wie die Ochsen gar waren, tractierten sie mich damit, und Wein muß' ich auch mit

ihnen trinken. Sobald ich tüchtig gezeu und getrunken, legt' ich mich hin und stützte den Kopf auf den Ellbogen; zu schlafen aber traunt' ich mich nicht, denn ich war bange, sie könnten mich totschlagen — darum macht' ich bloß die Augen zu. Die aber dachten ich schliese, und fiengen nun an von mir zu sprechen, was sie mit mir machen sollten, ob sie mich totschlagen oder was sie sonst machen sollten! Denn wenn ich am Leben bliebe, so könnt' ich ihren Weg erlauern und sie verrathen. Der Eine sagte: sie sollten mich totmachen; ein Andern sagte: sie sollten mir nichts zu Leide thun; zuletzt vereinigten sie sich; sie wollten mich in ein leeres Faß stecken. Ich hörte das alles, getraute mich aber freilich nicht zu musen. Sie steckten mich also in ein leeres Faß und ließen mich dort; die Räuber aber giengen Gott weiß wohin.

Zum Glücke war ein Spundloch in dem Faße, und das gieng grad' auf den Platz wo die Ochsenknochen auf Haufen lagen. Raun waren die Räuber weg, da kam ein furchtbar großer Wolf an die Knochen heran, und wie er so an den Knochen nagte, gerieth sein Schwanz ein bißchen in das Faßloch hinein; und wie die Knochen vor ihm weniger wurden und er immer mehr zurückgieng, so kam auch sein Schwanz immer tiefer hinein. Auf einmal wie ich sah daß ich ihn nun gut greifen könnte, faßt' ich den Schwanz mit der Hand, zog ihn noch tiefer herein, und wickelt' ihn wol dreimal um meine Hand. Der Wolf erschrak und fieng an davonzulaufen über Berg und Thal; ich im Faße immer hinterdrein.

Auf einmal grad' am Ende des Dorfes wo ich her war, schlug er das Faß so gegen die Wand eines Hauses, daß das Faß ganz auseinander fiel, die Wand aber stürzte ein. Da ließ ich den Schwanz los; der Wolf flog nun wieder über Berg und Thal; das machte mir aber wenig Kummer, denn nun war ich wieder in meinem Dorfe.



Wer's nicht glaubt was ich erzählt habe, der kann in unser Dorf kommen und sich am letzten Hause die Wand ansehen, die ist eingestürzt geblieben bis auf den heutigen Tag.

19. Das Zicklein.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne und ein Zicklein; da sagte er zu seinem ältesten Sohne „treib das Zicklein aus, mein Sohn, in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht.“ Der Sohn treibt auch das Zicklein aus in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht. Abends treibt ers wieder heim, da fragt der Mann seinen Sohn „hast dus ausgetrieben?“ „Ja“ sagte der Sohn. „Hast du gefressen, lieb Zicklein, und hast du getrunken?“ fragt der Mann das Zicklein. „Nichts getrunken, nichts

gefressen! bin fast tot vor Durst und Hunger!" antwortet das Zicklein. Da schlug der Mann seinen Sohn tot.

Wieder sagt er zu seinem zweiten Sohne „treib das Zicklein aus, mein Sohn, in Gras das ihm ans Knie reicht, in Wasser das ihm ans Band reicht.“ Auch der treibt's aus in Gras das ihm ans Knie reicht, in Wasser das ihm ans Band reicht. Abends bringt er das Zicklein heim, da fragt der Mann wieder „hast du gefressen und hast du getrunken, lieb Zicklein?“ „Nichts getrunken, nichts gefressen! bin fast tot vor Durst und Hunger!“ antwortete das Zicklein. Da schlug der Mann auch den Sohn tot.

Nun sagt er zu seinem dritten Sohne: er sollte das Zicklein austreiben in Gras das ihm ans Knie reicht, in Wasser das ihm ans Band reicht. Der Sohn trieb's gleich aus, aber diesmal lauerte ihm der Mann auf, ob sein Sohn das Zicklein wirklich auf die Weide triebe; da sah er denn wie das Zicklein fraß und trank. Wie er's Abends heim trieb, fragte der Mann wieder „hast du gefressen, lieb Zicklein, und hast du getrunken?“ „Nichts getrunken, nichts gefressen! bin fast tot vor Durst und Hunger!“ Da faßte er samt seinem Sohne das Zicklein und sieng an, es lebendig zu schinden. Wie er ihm das Fell halb abgezogen hatte, sprang das Zicklein in die Höhe, entwischte aufs Feld und schlüpfte in ein Fuchslotz.

Nun kommt der Fuchs heim, traut sich aber nicht in sein Loch, und bleibt und lauert vorn am Eingang. Da kommt ein Wolf dazu; „was machst du da, Pathe Fuchs?“ fragt er den. „Ach Pathe Wolf“ sagte der Fuchs, „da ist was in meinem Hause, daß ich mich nicht hinein traue.“ „Was denn?“ sagt der Wolf; „ich will's schon her austreiben.“ Schrie der Wolf „wer bist du drin?“ Schrie es heraus

„Ich bin drin, ich bin drin,
das geschundne Zickelchen;
ach mein Fuß ist weh weh weh!
wart ich stoß' dich — mach und geh!“

Da traute sich auch der Wolf nicht in das Loch und wußt' es nicht herauszutreiben. Kam ein Reh dazu: „Pathe Fuchs, was machst du da?“ „Da ist was in meinem Hause, das weiß ich nicht wie ichs herauskriegen soll.“ „Was denn? ich wills schon heraustreiben“ und schrie auch „wer bist du da drin?“

„Ich bin drin, ich bin drin,
das geschundne Zickelchen;
ach mein Fuß ist weh weh weh!
wart ich stoß' dich — mach und geh!“

Da konnt' es auch das Reh nicht heraustreiben. Kam ein Hase dazu: „Pathe Fuchs, was machst du da?“ „da ist was in meinem Hause, das weiß ich nicht wie ichs herauskriegen soll.“ „Ich wills schon heraustreiben. Wer bist du drin?“

„Ich bin drin, ich bin drin,
das geschundne Zickelchen;
ach mein Fuß ist weh weh weh!
wart ich stoß' dich — mach und geh!“

Da konnt' es auch der Hase nicht heraustreiben. Kam ein Stachelschwein dazu: „Pathe Fuchs, was machst du?“ „Ach da ist was in meinem Hause, das weiß ich nicht wie ichs herauskriegen soll.“ „Ich wills schon heraustreiben; wer bist du da drin?“

„Ich bin drin, ich bin drin,
das geschundne Zickelchen;
ach mein Fuß ist weh weh weh!
wart ich stoß' dich — mach und geh!“

Da wälzte sich das Stachelschwein in das Loch hinein, und stach

dem Zicklein seine nackten Füße mit seinen Stacheln wund, da sprang das Zicklein heraus — die Andern packtens von allen Seiten und zerrissens und fraßens — nur die Gedärme kriegte der Fuchs auf sein Theil.

Nach einer Weile sagte der Wolf zum Fuchse „ach hätt' ich doch was zu freßen!“ Sagte der Fuchs „so wollen wir den von uns freßen, der den häßlichsten Namen hat. Wolf — Wolf — schöner Name! Fuchs — Buchs — schöner Name! Reh — Beh — schöner Name! Hase — Base — schöner Name! Stachelschwein — häßlicher Name!“ Da fraßen sie das Stachelschwein. Ueber eine kleine Weile sagte der Wolf wieder zum Fuchs „hätt' ich doch was zu freßen!“ Sagte der Fuchs wieder „wir wollen den von uns freßen der den häßlichsten Namen hat.“ Zählte der Wolf wieder ab „Wolf — Wolf — schöner Name! Fuchs — Buchs — schöner Name! Reh — Beh — schöner Name! Hase — Base — häßlicher Name!“ Da fraßen sie den Hasen; dann das Reh; aber eine Weile nachher hatten sie wieder nichts zu freßen. Da holte der Fuchs die Gedärme vom Zicklein vor und sieng an zu freßen. Sahs der Wolf und fragte „Pathe Fuchs, was frißt du da?“ Sagte der Fuchs „ich habe meinen Bauch aufgebissen und freße meine Eingeweide; beiß dir ihn auch auf, und friß deine wie ich meine.“ Gleich biß sich der Wolf den Bauch auf und kreperte dran: da hatte der Rothfuchs zweierlei zu freßen.

20. Kindermärchen.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Diener, der hieß Jakob; den schickt' er einmal auf das Feld, er sollte

Hafer schneiden; aber Jakob schnitt den Hafer nicht, kam aber auch nicht heim.

Da schickt' er denn sein Hündchen hin, es soll den Jakob beißen — Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob schnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da schickt' er denn den Prügel hin, er soll das Hündchen prügeln — Prügel prügelt' Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob schnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da schickt' er denn das Feuer hin, das soll den Prügel brennen — Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob schnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da schickt' er denn das Waßer hin, es soll das Feuer löschen — Waßer löscht das Feuer nicht, Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob schnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da schickt' er denn den Ochsen hin, der soll das Waßer saufen — Ochse säuft das Waßer nicht, Waßer löscht das Feuer nicht, Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob schnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da schickt' er denn den Schlächter hin, der soll den Ochsen schlachten — Schlächter schlacht den Ochsen nicht, Ochse säuft das Waßer nicht, Waßer löscht das Feuer nicht, Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob schnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da schickt' er den Friedensrichter hin: er soll den Schlächter schlagen. Da schlug der Richter den Schlächter, da schlachtet' der Schlächter den Ochsen, da soff der Ochse das Waßer, da löschte

das Waſſer das Feuer, da brannte das Feuer den Prügel, da prügelt der Prügel das Hündchen, da biß auch das Hündchen den Jakob, da ſchnitt auch der Jakob den Haſer, da kam er auch heim; da friegt' er denn ſein Decem daß eß ſeine Art hatte, aber dann ſetzt' er ſich gleich hin und aß ſeine Heſenflöße.

Inhalt.

Nr.	Seite
1. Die sechs Drachen	1
2. Das Lilienmädchen	16
3. Sieben Eide gelten mehr als Einer	22
4. Der Arme und der Tod	30
5. Die schwarze Jungfrau	34
6. Die verwünschte Königstochter auf dem Glasberge	39
7. Die verwandelten Kinder	55
8. Weißnittel	61
9. Die schöne Meerfrau	77
10. Die Princessin im Sarge	97
11. Hundert auf Einen Streich	106
12. Die sieben weisen Meister	113
13. Strohkönig	128
14. Die drei Flüchtlinge	146
15. Der mitleidige Kaufmann	153
16. Kutscher Tomä	168
17. Des armen Mannes Sohn und die Kaufmannstochter	188
18. Fügenmärchen	193
19. Das Zicklein	201
20. Kindermärchen	204

LaFur.
G1115u.

27650

Author Gaala, Georg von Led. J

Title Ungarische Volksmärchen, übersetzt von
G. Stier.

NAME OF BORROWER.

DATE.

Acme Library

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU





